

# TOP 46

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



Berichte der Gesellschaft für Volkskunde  
in Schleswig-Holstein

---

23. Jahrgang

Dezember 2013

---



Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP 46



TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail [hansen@volkskunde.uni-kiel.de](mailto:hansen@volkskunde.uni-kiel.de)

---

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **30. April 2014**

---

Titelbild	<i>Siehe Aufsatz Overdick S. 22ff. Büsum, Entladen des Fanges, 1936 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).</i>
TOP 46/2013 Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Anne Czichowski M. A., Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A.
Layout:	Renko Buß M. A.
Geschäftsstelle der GVSH:	Nina Jebesen M. A., Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: <a href="mailto:geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de">geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de</a>
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

# Inhaltsverzeichnis

---

## Aufsätze

---

*Wolfgang Kroker*

„FIDE SED CUI VIDE“ - Trau schau wem.

Drei Richtschwerter und ein Justizbeamtenäbel

in den Schleswig-Holsteinischen Landesmuseen Schloss Gottorf

4

---

*Katja Nawroth*

Unternehmenskultur im Wandel oder kommt jetzt die Kultur in die

Unternehmen? Eine Betrachtung von den 1950er Jahren bis heute

14

---

*Thomas Overdick*

Theodor Möller (1873–1953).

Ein volkskundlicher Fotograf aus Schleswig-Holstein

22

---

## Berichte und Mitteilungen

---

*Peter Hinrichs*

Die Kieler Schaubude: Eine Alternative im Abendprogramm

36

---

*Nina Jebesen / Thomas Overdick*

Bericht zur Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde

in Schleswig Holstein e. V. am 8. Juni 2013 im Freilichtmuseum

Molfsee – Landesmuseum für Volkskunde

42

---

*Anke Mührenberg*

Die Archivgemeinschaft Schwarzenbek

44

---

*Katja Stark*

„Schöne Grüße aus Singapur: Seefahrt und Familie“.

Eine Wanderausstellung 2013 bis 2015 für Kinder und Jugendliche

52

---

*Markus Tauschek*

Zur Konzeption der Ausstellung „Unterwasserwelten“

58

---

Tagung „Nutzung gestaltet Raum“

am 28./29. März 2014 in Ahrensburg

63

---

## Buchbesprechungen

---

66

---

## **„FIDE SED CUI VIDE“ - Trau schau wem.**

### **Drei Richtschwerter und ein Justizbeamtenäbel in den Schleswig-Holsteinischen Landesmuseen Schloss Gottorf**

*Wolfgang Kroker*

Schwerter gibt es schon lange, besondere Richtschwerter aber gab es in Deutschland ab dem 13. Jahrhundert, nachdem andere Gerätschaften den Henkern zu ihrem blutigen Handwerk dienten. Genaue Zahlen zu mit dem Schwert hingerichteten Deliquenten sind ungewiss, und das bis in unsere Tage hinein. Kein Wunder, denn staatliche Obrigkeiten, insbesondere in totalitären Staaten, wollen die dunkle Seite ihrer Justizpraxis auch gern im Dunkeln lassen. In Ländern des Geltungsbereiches der Scharia und der Volksrepublik China wird noch enthauptet, wobei die Frage erlaubt sein muß, ob die alte Praxis der Hinrichtung mit Beil, Rad und Henkersstrick oder mit dem elektrischen Stuhl, der Giftspritze, einer Feuerwaffe oder der Gaskammer humaner ist. Richtschwerter in unseren Museen dürfen daran erinnern, dass in unserer global verfassten Welt noch manches im Argen liegt.

Auch ohne die Massenvernichtung der Juden und anderer Minderheiten im Nationalsozialismus sind tausende Menschen zumeist ohne gerechtes Urteil bei uns enthauptet worden. Zahlen sind auch hier schwer zu bekommen. Nach Kriegsschluss 1945 wurde in der SBZ von den Sowjets eine Fülle von Hinrichtungen durchgeführt, ebenso wurden in den Nürnberger Prozessen Todesurteile ausgesprochen und vollstreckt. In der DDR sind noch über einen langen Zeitraum dem Staat unliebsame Bürger hingerichtet worden, was wir erst über verlässliche Aussagen von Mithäftlingen erfahren haben.

Alle drei Richtschwerter in Schleswig stammen aus dem 17./18. Jahrhundert und haben mit den geradezu industrialisierten Massenmorden des 20. Jahrhunderts nichts zu tun. Sie sind handwerkliche Einzelstücke aus dem Bergischen Land um Solingen und waren im Erstbesitz herrschaftlicher, kommunaler oder regionaler Justiz. Von den hier vorgestellten Stücken ist nur die Nr. 3 im Schloss Gottorf ausgestellt. Von dem Justizbeamtenäbel wird eigens zu handeln sein.

#### **Ein Richtschwertteil von 1661**

*Inv. Nr. 35/1756. Maße: L: 64,3 cm, B: 5,5 cm, Angel („Griffzunge“): 16,6 cm.*

Bei dem titelgebenden Spruch „FIDESED CUIVIDE“ handelt es sich um das Motto der Schmiedefamilie und -werkstatt – Wundes in Solingen. Der uns vorliegende Klin-

genteil ist der Rest eines Richtschwertes von 1661, das von Johannes Wundes an einen unbekanntem Auftraggeber verkauft worden ist. Wahrscheinlich war dies eine Herrschaft oder Stadt mit eigener Gerichtsbarkeit. Die dreimal eingeschlagene Königskopfmарke war das Marken- und Werkstattzeichen der Wundes. Sie liegt unter der Stelle, wo sich der Griff des Schwertes befunden hat, wäre also im Normalfall nicht zu sehen. Ebenfalls unter dem Griff ist eine Beschaumarke bzw. ein Beizeichen eingeschlagen. Dieses Zeichen wurde bis 1687 vom Handwerksvogt vergeben und stellt die drei Spar-



ren des Ravensbergischen Wappens dar.<sup>1</sup> Die Klinge weist dazu noch zwei weitere Herkunfts- und Qualitätszeichen auf: „ME FECIT SOLINGEN 1661“ und den „Solinger Wolf“. Beide sind stolze Zeichen einer Stadt und Schmiedezunft, die mit dem modernen „Made in Germany“ vergleichbar sind. Das Wolfszeichen ist der Stadt und Handwerksgilde in Pas-



sau entlehnt worden. In diesen Strichzeichnungen, für die es wahrscheinlich keine Schablonen gab, sind auf Solinger Klingen unzählige Variationen zu finden.<sup>2</sup> Die für uns ungewohnte Anordnung der Buchstaben der Inschriften ist im Bemühen begründet, gleichlange Gruppen zu bilden.

Die Karteikarte, die dieses Klingenteil als Zugang im Jahr 1935 verzeichnet, stammt noch aus dem Thaulow-Museum in Kiel, dem Vorgänger der Schleswiger Landesmuseen. Der Ort der Inschriften auf dem Schwert wird hier als „Blutrinne“ bezeichnet. Unmittelbar an der kurzen Fehlschärfe macht jedoch eine Blutrinne keinen Sinn, es handelt sich hier vielmehr um eine flache Kehlung, die zur Gewichtsentlastung des Schwertes eingeschmiedet wurde. Weiterhin findet sich auf der gleichen Karte der Ver-

<sup>1</sup> Siehe Albert Weyersberg: Solinger Schwertschmiede des 16. und 17. Jahrhunderts und ihre Erzeugnisse. Solingen 1927, S. 8.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 80.

merk „Spitze angebrochen“. Hier handelt es sich auch um einen Irrtum.

Die Richtschwertklinge wurde glatt und mit Absicht abgeschnitten, da im Mittelalter die Ansicht verbreitet war, diese Klinge könne nach 99 Hinrichtungen wie eine



Person nach mehr Blut geschrien haben und sich gewissermaßen selbständig machen. Um das zu verhindern, wurde das Richtschwert „getötet“ oder wie ein Mensch „entmannt“, und aus dem Schwert wurde so ein Stück Schrott. Gelegentlich wurden auch solche ausgebrauchten Richtschwerter an nicht gekennzeichnete Stelle heimlich vergraben. So kommt es, dass nur wenige solche Schwertreste erhalten geblieben sind.<sup>3</sup>

Die „Unehrenhaftigkeit“ des Richtschwertes als Handwerkzeug des Scharfrichters, auf die ich noch zurückkommen werde, hängt mit dem Beruf des Henkers, Scharfrichters und auch des Abdeckers und Tierkörperbeseitigers zusammen.<sup>4</sup> Diese Personen waren mitsamt ihren Familien weitgehend aus dem gesellschaftlichen Leben ihres Wohnsitzes ausgeschlossen. Sie waren als „Unehrlliche“ von öffentlichen Ehrenämtern und der wichtigen Mitgliedschaft in Zünften und Bruderschaften ausgeschlossen, durften keine Zeugen vor Gericht sein, hatten eigene abgesonderte Plätze in der Kirche und eine Grabstätte nur auf einem abgelegenen „unehrllichen“ Teil des Friedhofes. Heirat konnte nur innerhalb ihrer Berufskollegenschafts-Familien geschehen und ihr Wohnsitz musste außerhalb der anderen bürgerlichen Wohnquartiere liegen. Jedermann hielt Abstand zu ihnen und ihren Angehörigen und grüßte wahrscheinlich auch keinen von ihnen.

### Das Wattenbeker Richtschwert

*Inv. Nr. Thaulow-Museum 1927, Abt.V, Nr. 109. Maße : L: 103 cm, Klinge: 80,5 cm, Klingebreite: 5 - 3,5 cm.*

Dieses vollständig, wenn auch ramponiert erhaltene Richtschwert war ursprünglich im Besitz des Grafen Heinrich von Holstein (1397-1427). Als Heinrichs jüngster Bruder, Adolf VII., am 26.9.1438 durch den Bischof Johannes Scheel aus Lübeck mit der

<sup>3</sup> Laut freundlicher Auskunft des vormaligen Direktors des Deutschen Klingemuseums, Dr. Hanns-Ulrich Haedeke, Solingen.

<sup>4</sup> Siehe Wiltrud Becker-Wessels: Scharfrichter und Abdecker – Henker – Tierbeseitigungs-Angestellte. In: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 37 (2009), S. 4 ff.

Grafschaft Holstein und dem Fürstentum Stormarn belehnt wurde, kam das Schwert an Haus und Linie Plön und schließlich in den Besitz des Herzogs Friedrich Carl.<sup>5</sup> Nun wird von dem Brief die Rede sein müssen, den der Hufner Christian Wilhelm Schroedter am 27.11.1844 an die Königlich Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung Vaterländischer Altertümer geschrieben hat und der zur Klärung der Geschichte des Schwertes wichtig ist. Der Großvater des Briefschreibers war nämlich seinerzeit Herzoglich Schleswig-Holstein-Plönischer Justizrat und Kanzleidirektor beim vorgenannten Plöner Herzog Friedrich Carl gewesen. Beim Aushandeln des Erbfolgevertrages mit Dänemark wurde diesem Justizrat Franz Barthold Schroedter wegen seiner Verdienste um die Verhandlungsführung am Tag der Vertragsunterzeichnung dieses Schwert vom Herzog verliehen. Schroedter wollte zunächst Theologie studieren, wechselte dann aber das Studienfach und wurde Jurist. Im Jahr 1711 kam er in die Verwaltung der drei Ämter Neumünster, Bordesholm und Kiel und wurde schließlich Bürgermeister in Kiel. Als solcher konnte er sich für das Hofamt in Plön qualifizieren. F.B. Schroedter bestimmte, das Richtschwert solle unter seinen Söhnen weitervererbt werden, sein Sohn Adolf Hinrich Schroedter hat es dann wiederum seinem Sohn, dem o.a. Briefschreiber, am 6.11.1806 übergeben. Aber: Was sollte Christian Wilhelm nun mit dem Schwert machen? Es sollte erhalten bleiben, das war klar. Er wollte es aber auf keinen Fall den unsicheren Erbfällen seiner Familie überlassen. Da sah er zuviel Nachlässigkeit im Spiel. So beschloss er, das Schwert dem Altertums-Museum in Kopenhagen anzubieten. Dort aber lehnte man das Angebot ab, man hatte schon mehrere Stücke mit Königswappen, und auch die „1414“-Inscription war schon hinreichend belegt und vorhanden. Freilich konnte Schroedter keine Dokumente zur Provenienz des Schwertes beibringen, und er vermutete darin den Grund für die enttäuschende Ablehnung. Er gab aber nicht auf und bot schließlich das gute Stück dem Museum für Vaterländische Altertümer in Kiel an. Die nahmen es im Jahr 1844 an und inventarisierten es unter der Nr. K.S. 2103. Dieses Museum wurde später zum Schleswig-Holsteinischen Museum Vaterländischer Altertümer. Von dort gelangte es in das Kieler Thaulow-Museum, und dessen Bestand ging dann komplett, soweit er den Krieg überdauert hatte, an die Schleswig-Holsteinischen Landesmuseen Schloss Gottorf in Schleswig, wo Volker Weber und der Verfasser das Schwert im Depot der Abteilung Volkskunde vorgefunden haben.

Das eiserne zweischneidige Schwert mit Parierstange hat einen lederbezogenen gerif-

---

<sup>5</sup> Siehe Thaulow-Museum Kiel. Katalog der Sonderausstellung der Neuerwerbungen 1927-1936. Kiel 1936, S. 12.



felten Holzgriff und einen Knauf aus Messing. Ein lederner Handschutz, flächig gearbeitet und an der Parierstange befestigt, ist irgendwann im 19. Jahrhundert verloren gegangen. Auf einer Zeichnung aus der Königlich Dänischen Sammlung in Kiel ist er noch abgebildet. Die Klinge trägt die Königskopf-Marke. Das muß nicht unbedingt heißen, sie stamme aus der Werkstatt eines Johann Wundes in Solingen. Diese Marke wurde vielfach widerrechtlich auf Solinger Klingen geschlagen, um eine vornehmere Provenienz vorzutäuschen. Es gab ja im 17./18. Jahrhundert noch keinen Musterschutz für Werkstatt- und Fabrikmarken. Die Wundes-Familie selbst hat auf dem Türbalken ihres Solinger Hauses eine Inschrift angebracht, die den Ärger über den Missbrauch ihres Wappens ausdrückt: „DER KONIGS COP MEIN WAPEN IS DAS MIR GANTZ VIEL MISGUND IST - FIDE SED CUI VIDE - I (Königskopf) W 1607“. Das Haus ist samt Türbalken 1942 bei einem Bombenangriff auf Solingen verbrannt.

Bedeutsam bleibt die „1414“-Inschrift auf der Klinge. Die Annahme, „1414“ sei ein Hinweis oder eine Erinnerung an das peinliche Verhör des Ketzers Johan Hus im Jahre 1414 und an seine Verurteilung und Hinrichtung 1415 auf dem Konstanzer Konzil, muss abgewiesen werden. Es muss auch darauf hingewiesen werden, dass die Autorität der beim Konstanzer Konzil versammelten geistlichen und weltlichen Herren eine umfassende Gerichtsbarkeit einschloss. Erst später, im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges, also im frühen 17. Jahrhundert, hatten schwedische Truppen, die im Bergischen Land um Solingen und Siegburg Quartier genommen hatten, bei Klingen- und Schwerterbestellungen in Solingen auf Einprägung der „1414“-Chiffre bestanden, weil sie in Johann Hus einen Martyrer und hervorragenden Prediger der „Neuen Lehre“ sahen und so für ihre Waffen einen „Schwertersegen“ gleich mitkaufen wollten.

Hier ist auch der Ort, darauf hinzuweisen, dass das Segnen von Waffen, insbesondere von Kriegswaffen, niemals von den christlichen Kirchen gebilligt worden ist, auch wenn der Wunsch zu einer Art Segen über Kriegsgerät noch so laut und dringend, gleichsam als Befehl, an Geistliche im Militärdienst erging. Das „Gott mit uns“ auf den Koppelschlössern der deutschen Wehrmacht im II. Weltkrieg darf auch nicht als Siegeszusicherung, sondern nur als Erinnerung daran verstanden werden, dass Gott in

jedem Augenblick anwesend und ansprechbar ist.

Immerhin aber bleibt der Fall Hus wegen seiner theologischen und weltlichen (politischen) Bedeutung ein Fall besonderer Aufmerksamkeit bei mittelalterlichen Hinrichtungen. Er „passte“ immer, wo Widerstand gegen etablierte Autorität geahndet wurde. Die Zahlenallegorie des Mittelalters lässt sich bei der Zahl „1414“ nach H. Meyer<sup>6</sup> und R. Suntrup<sup>7</sup> wie folgt deuten:

Mit „10“ ist erinnert an die dem Dekalog innewohnende Anzahl der Gebote, also an die Rechtsnorm Gottes für die Menschen. Deren Übertretung fordert zweierlei Konsequenzen: göttliche Reaktionen, wie Gnade als Folge von Reue (in diesem Falle des Delinquenten), und menschliche, juristische und strafrechtliche Folgen wie Verurteilung und Hinrichtung. Die oben angesprochene doppelte Autorität in Rechtssachen stimmt mit unserer heutigen Sicht von Gerechtigkeit nicht mehr überein. Mit „4“ ist die Zahl der biblischen Evangelien angesprochen, d.h. also des Neuen Testaments, im Gegensatz (oder in Ergänzung) des Alten Testaments, das nur die Rechtsnorm angab, nicht aber die Gnade für den reuigen Sünder, der die Früchte des Erlösertodes Jesu Christi zugewendet erhält. Die Verdoppelung von „14“ in „1414“ ist hier so zu verstehen wie eine Bekräftigung, wie ein „Ja, ja!“ oder wie ein doppeltes „Amen“, das in der Liturgie der Kirche ebenso gebraucht wird. Eine andere Deutung des „1414“ liest diese Zahl als „7 + 7 + 7 + 7“, und sogar die Zahl „1315“, ebenfalls auf Klingen bezeugt, deutet die „Glückszahl „7“ als einmal weniger als 14 und einmal mehr als 14. Obendrein betrachtete man die „3“ und die „5“ als Glückszahlen. Das Gewese um die „eigene Glückszahl“ lebt ja bis heute im Lotto- und Totogeschäft munter weiter und ist am Ende doch kein Schlüssel oder Code für dauerhaftes Glück.

### **Richtschwert der Grafschaft Rantzau 1741**

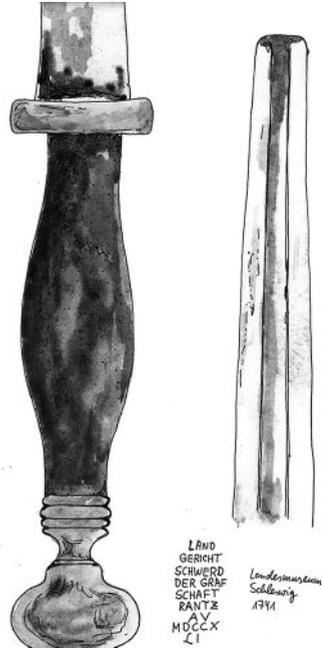
*Inv.Nr. K5.12031 / 1935 / 1753, Maße: L. 109,5cm, Griff 24 cm, Klingebreite 4-2 cm.*

Die Herkunft des Schwertes gibt die noch aus dem Thaulow-Museum Kiel stammende Karteikarte mit „Rantzau Kr. Pinneberg“ an. Unter „Ankaufspreis“ ist verzeichnet „Leihgabe“. Das Schwert hat keine Parierstange, es war wohl auch nie eine montiert. Der Holzgriff ist mit Schlangenhaut gefasst. Ein Fragezeichen hinter dem Wort „Schlangenhaut“ ist gestrichen. Auf dem Griff sitzt ein profiliertes Messingknauf. Nahe dem Griff befindet sich einseitig eine mehrzeilige und quer aufgeteilte Inschrift:

6 Siehe Heinz Meyer: Die Zahlenallegorese im Mittelalter. Methode und Gebrauch. München 1975, S. 149ff.

7 Siehe Heinz Meyer/Rudolf Suntrup: Lexikon der mittelalterlichen Zahlenbedeutungen (= Münstersche Mittelalter-Schriften, Bd. 56). München 1987.

„LANDGERICHTSSCHWERT DER GRAFSCHAFT RANTZAV MDCCXLI“, also 1741. Diese Jahreszahl steht entweder für das Herstellungsjahr oder für das Jahr der Einführung in die Rantzausche Gerichtsbarkeit. Die Grafschaft Rantzeau in Plön hatte vom 16. bis hinein ins 18. Jahrhundert eine eigene Gerichtsbarkeit, obwohl in Holstein damals römisches (Reichs-) Recht galt. Erst der dänische König schränkte dem als grausam geltenden Grafen dieses Halsgericht ein, da er die dort sich häufenden Hexenprozesse missbilligte. Das Stück ist in einer Vitrine im Schloss Gottorf ausgestellt. Da es nur schwer möglich gewesen wäre, das Schwert aus der Vitrine zu nehmen und zu fotografieren, hat der Verfasser das Schwert gezeichnet (siehe nebenstehende Abb.). Die Karteikarte vermerkt noch handschriftlich: „Dieses Schwert lag unter altem Gerümpel auf dem Boden des Amtshauses Rantzeau u. kam voraussichtlich mit dem Umzugsgut d. Herrn Hauptmann Minschke (?) nach Eutin. Nach dem Ableben des letzteren wurde es beim Ordnen seiner Hinterlassenschaft gefunden u. von seinem Stiefsohn Herrn Major z.(?) D. Lacroix dem Museum zur Bewahrung überwiesen. den 7. Aug. 1907“ (zwei Stellen der Handschrift sind kaum lesbar).



Apropos „Gerümpel“: Dieses Richtschwert teilt damit das Schicksal vieler historisch hochinteressanter Objekte, die verlorengegangen sind, weil Amtspersonen (in allen Behörden) sich keine Gedanken gemacht haben über die Frage „aufheben, verwahren, sichern oder entsorgen“. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass nur eine rechtzeitige, d.h. in der Ausbildungszeit geschehene Unterweisung über den Umgang mit notwendigen Aussonderungen von Objekten und Dokumenten hier eine Verbesserung der noch gegenwärtigen Situation bringen kann.<sup>8</sup> Über Anlass und Zeit der Anbringung der Klingeninschrift lässt sich nur spekulieren. Sie ist ungewöhnlich und kann nicht als Sicherung des Eigentumsrechtes aufgefasst

<sup>8</sup> Seit einigen Jahren hat die Landespolizei Schleswig-Holstein verfügt, dass bei Aussonderungen von Gerät mit historischer Bedeutung das Volkskunde Museum in Schleswig zu informieren und zu fragen sei, ob eventuell Interesse an einer Übernahme bestehe. Auch seitens des Landeskriminalamtes Schleswig-Holstein und der Staatsanwaltschaften ist ein freundliches Entgegenkommen zu erkennen.

werden. Eine nachträglich angebrachte Aufschrift mit Widmungscharakter ist ebenso unwahrscheinlich. Diese Frage bleibt offen. Erwartet hätte ich auf einem Richtschwert einen Sinnspruch, wie er vielfach auf bekannten Stücken vorliegt.

Auf einem (ebenfalls Rantzauischen) Richtschwert des 17. Jahrhunderts findet sich neben Galgen und Rad die Inschrift „Friede mehret – Unfriede verzehret“, dazu eine Abbildung von Judith und Holofernes. Die jüdische Heldin Judith (apokryphes Buch J. im Alten Testament) hat mit einer List den babylonischen Heerführer Holofernes in ihre Gewalt gebracht und ihm den Kopf abgeschlagen. Holofernes wollte das Volk Israel versklaven, Judith hat dies mit ihrer mutigen Tat verhindert.

Ein norddeutsches Richtschwert, um 1680, ist reich an Schrift und Bild. Galgen und Rad weisen auf die unehrenhaften und qualvollen Hinrichtungsarten hin. Durch Köpfen wurde dem gründlich abgeholfen! Justitia und Moses mit den zwei Gesetzestafeln sind abgebildet. Moses erinnert natürlich den Delinquenten daran, dass er besser die Gebote befolgt hätte. Der Scharfrichter, hier namentlich vorgestellt als „Johann Friedrich Scheermesser“, „spricht“: „Die Heeren judizieren, ich thue exequieren“ und weist damit alle Verantwortung für die Hinrichtung mit Recht von sich. Scheermesser war Scharfrichter in Lüneburg 1667 bis 1687 und danach in Flensburg.

Ein weiteres Richtschwert aus dem 17./18. Jahrhundert lässt eine lange Inschrift zu: „Ich rat euch Menschenkinder – laßt ab von eurn Sünden – haltet Buss und fallet GOTT zu Fuß – sonst werd ihr mit dem Schwerdt gericht vor dem End“. Adressaten sind hier die neugierigen Zuschauer bei der Hinrichtung, nicht der Delinquent. Bemerkenswert an diesem Schwert ist, dass sein Ort (die gerundete Spitze) dreifach gelocht ist. Damit sollte verhindert werden, dass dieses („unehrenhafte“) Richtschwert jemals als ein „ehrliches“ Schwert für den Kampf benutzt werden konnte. Solche Lochungen sind nur gelegentlich anzutreffen.

Ein Schwert aus dem Jahr 1670, im Ort verrundet und ebenso dreifach gelocht (s.o.), zeigt wieder Galgen und Rad, dazu die Inschrift: „Dies Schwert ist angewetzt und ich dazu gesetzt vor GOTT und Oberkeit zu straffen böhse Leut AD 1670“. Unsicher ist, ob der Delinquent vor der Hinrichtung Gelegenheit bekam, diese Inschrift zu lesen oder ob sie verlesen wurde zur Ermahnung aller.

Ein ebenfalls deutsches Schwert von etwa 1700 trägt gleich zwei Ermahnungen: „Fiat Justitia vim vi repellere Licet“ ( Es ist recht, Gewalt mit Gewalt zu ahnden) und „Recte faciendo neminem Limeas“ (Wer recht handelt, hat nichts zu befürchten). Der erste Spruch ist wohl an den Delinquenten gerichtet, der andere an alle Anwesenden. Die fünf hier oben bezeichneten Richtschwerter sind Stücke aus dem deutschen und schweizerischen Antiquitäten- und Auktionshandel und haben, je nach Zustand und

vorliegender Dokumentation, zwischen 2000,- und 6000,- € erbracht.

### **Säbel für Beamte im Strafvollzug im Deutschen Reich. Mod. 1936 .**

*Inv. Nr. VK Bn 36, Maße: Gesamtlänge mit Scheide 91 cm, Klingenlänge 75,5 cm, Pfeilhöhe: 15 mm<sup>9</sup>. Hersteller: Clemen & Jung, Solingen. Warenzeichen: „Z.“ im Kreis mit aufsitzender Krone. Vergoldetes Aluminiumgefäß, gekahlte venickelte Stahlklinge, Eisenscheide mit Schleppblech, Schlagband (Portepeee) in den Reichsfarben. Ab 1936 verzeichneten die Solinger Blankwaffenfabriken und -werkstätten einen gewaltigen Auftrieb. Jede Sparte der Wehrmacht, der NSDAP, der öffentlichen Verwal-*



tung und der Jugendorganisationen bekam einen eigenen Dolch, einen Degen, einen Säbel – und das zusätzlich noch aufgegliedert in Anwärter-, Mannschafts-, Unteroffiziers-, Offiziers-, Generals- und Ehrenstücke sowie Widmungsstücke in diversen Ausführungen mit zahlreichem Zubehör. Solch ein Stück ist der hier behandelte Säbel. Hitler wollte sein Großdeutsches Reich im Glanz der Uniformen und Blankwaffen sehen, schneidig sollten seine Leute aussehen, und nicht wenige Volksgenossen waren auch stolz auf diese „schimmernde Rüstung“. Die Solinger Wirtschaft freute es. Die „dunkle Seite der Macht“ waren eben die Toten, die auf den vielen Schlachtfeldern und die, welche ein Widerwort oder gar Widerstand gegen das Terrorsystem wagten. Die vier Lübecker Kollegen und geistlichen Mitbrüder des Verfassers, die katholischen Kapläne Hermann Lange, Eduard Müller, Johann Prassek und der evangelische Pastor Karl Friedrich Stellbrink hatten das NS-System kritisch hinterfragt und offen mit Jugendlichen und Erwachsenen diskutiert. Das blieb in Lübeck nicht verborgen, es wurde Anklage erhoben, ein Urteil gesprochen, und am 10.11.1943 schließlich wurden sie in Hamburg mit der (bis heute erhalten gebliebenen) Guillotine enthauptet. Der Scharfrichter hat mit Sicherheit keinen Säbel getragen, ihre Blankwaffen bewahrten die Offiziere des Strafvollzugs für feierliche und repräsentative Anlässe auf.

<sup>9</sup> Pfeilhöhe ist das Maß für die Krümmung eines Säbels.

**Literatur, soweit nicht schon oben benannt:**

- Blazek, Matthias (2010)  
Scharfrichter in Preußen und im Deutschen Reich 1866-1945. Stuttgart.
- Boeheim, Wendelin (o.J.)  
Handbuch der Waffenkunde. Wiesbaden.
- Bohse, Daniel / Alexander Sperk (Bearb.) (2008)  
Der Rote Ochse Halle/S. - Politische Justiz 1933-1945 (= Schriftenreihe der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt, Bd. 1). Berlin.
- Bruck, Geo J. / K.R. Schütze (2011)  
Das deutsche Richtschwert. In: Castan's Panoptikum, H. 12, (D4), Berlin.
- Ebbinghaus, Angelika/Karsten Linne (1997)  
Kein abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im „Dritten Reich“. Hamburg.
- Evans, Richard J. (2001)  
Rituale der Vergeltung. Die Todesstrafe in der deutschen Geschichte 1532-1987. Hamburg.
- Handelmann, Heinrich (1878)  
Schleswig-Holsteinisches Museum Vaterländischer Alterthümer. Kiel.
- Huther, Heinz (2007)  
Die Passauer Wolfsklingen. Legende und Wirklichkeit. Passau.
- Koch, Tankred (1988/91)  
Geschichte der Henker – Scharfrichter-Schicksale aus acht Jahrhunderten. Heidelberg.
- Müller, Heinrich/Hartmut Kölling (o.J.)  
Europäische Hieb- und Stichwaffen. Berlin/Melsungen.
- Novosadtko, Jutta (1994)  
Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier „unehrlicher Berufe“ in der Frühen Neuzeit. Paderborn u.a.
- Poelchau, Harald (1949)  
Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnis Pfarrers. Berlin.
- Schmidt, Herbert (2008)  
Todesurteile in Deutschland 1933-1945. Eine Dokumentation. Düsseldorf.
- Schoeps, Julius Hans / Horst Hillermarm (Hg.) (1987)  
Justiz und Nationalsozialismus. Bewältigt – Verdrängt – Vergessen (= Studien zur Geistesgeschichte, Bd. 8). Stuttgart/Bonn.
- Wieland, Günther (2004)  
Naziverbrechen und deutsche Strafjustiz (= Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Beihefte 3). Berlin.
- Wilbertz, Gisela (1994)  
Scharfrichter und Abdecker. Aspekte ihrer Sozialgeschichte vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Warendorf.

Die Fotos wurden von der Foto-Abteilung der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf angefertigt. Die Zeichnung des Richtschwerts der Grafschaft Rantzau stammt vom Verfasser.

## **Unternehmenskultur im Wandel oder kommt jetzt die Kultur in die Unternehmen?**

### **Eine Betrachtung von den 1950er Jahren bis heute**

*Katja Nawroth*

Gleich vorweg: Einer der „Erfinder“ der Unternehmenskultur, Ed Schein, erklärte in einem Interview, dass Unternehmenskultur heute für die Unternehmensführung nicht mehr das entscheidende Thema ist. Heute sind es vielmehr die unterschiedlichen Kulturen in einer globalisierten Welt, die in den Unternehmen aufeinanderprallen, die die Beschäftigung mit Kultur in der Wirtschaft ausmachen sollten. So fordert er den Blick über den Tellerrand des eigenen Unternehmens hinaus statt einer vornehmlich unternehmenszentrierten Sichtweise, um den verschiedenen Kulturen, die in den global vernetzten Unternehmen aufeinandertreffen, Raum zu geben.

Dies lässt vermuten, dass es hinsichtlich der Unternehmenskultur einen grundlegenden Wandel gegeben hat. Bestimmten die Unternehmen zuvor ihre Kulturen und werden sie heute von den Kulturen bestimmt? Dies soll näher betrachtet werden.

Was hat es mit der Unternehmenskultur auf sich? Ein erster Blick auf die wirtschaftswissenschaftliche Literatur zum Thema Unternehmenskultur kann den Eindruck vermitteln, dass sie erst seit den 1980er Jahren überhaupt existiert. Aus volkswirtschaftlicher Sicht ist dies sicherlich nicht haltbar. Und bei näherer Betrachtung wollen dies die Wirtschaftswissenschaften auch nicht behaupten. Nur hielt die Betrachtung der Unternehmenskultur(en) seit dieser Zeit einen rasanten Einzug in die betriebswirtschaftliche Themenwelt. Unternehmenskultur wurde zu einem Managementinstrument. Die „richtige“ Unternehmenskultur schien der Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg. Als Vorbilder wurden japanische Unternehmen gesehen, die trotz einer nicht mehr ungetriebenen weltwirtschaftlichen Lage nahezu ungebremst erfolgreich waren. Der entscheidende Unterschied wurde in dem gesehen, was man zukünftig Unternehmenskultur nennen sollte. Beispielhaft dafür ist die Faszination, die vom Prinzip „Kaizen“, der stetigen Verbesserung, des Automobilherstellers Toyota ausging. Den Beobachtern der westlichen Welt wurde schnell deutlich, dass sich dahinter mehr verbarg als pure Produktionsoptimierungen. Vielmehr löste die Einstellung der Mitarbeiter und deren Eingebundenheit in das System das Interesse aus.

Sicherlich war dies eine der Ursachen dafür, die Betrachtung der Unternehmenskultur zu systematisieren. Eine weit verbreitete Untersuchungsmethode aus dieser Zeit ist die des anfangs erwähnten Ed Schein. Er erklärte die Unternehmenskultur als Zu-

sammenspiel von drei Kulturschichten:

1. Artefakte und Schöpfungen: nach außen Sichtbares, wie zum Beispiel Architektur, Bürogestaltung, Bekleidungs Vorschriften, Technologien, und immaterielle Komponenten, wie etwa Logo, „Unternehmenssprache“ und Rituale;
2. kollektive Werte: Sie steuern das Verhalten der Organisationsmitglieder, zum Beispiel (ungeschriebene) Verhaltensrichtlinien und Unternehmensphilosophien;
3. Grundannahmen: Überzeugungen/Grundeinstellungen zu Realität, menschlichen Handlungen oder Beziehungen und Umwelt, Werte und Normen.

Die systematisierte Betrachtung der Unternehmenskultur sollte helfen, den Erfolgsfaktor zu entschlüsseln und zugleich für die eigenen Unternehmen nutzbar zu machen. Die Beschäftigung mit der Unternehmenskultur wurde zu einer Führungsaufgabe, die nun auch in der Ausbildung zukünftiger Wirtschaftslenker einen festen Platz einnahm.

Betrachtet man die weitere Entwicklung, so wird deutlich, dass der ersten Euphorie 15 bis 20 Jahre später eine Ernüchterung folgte. Heute jedoch ist das Thema vielleicht präsenter als je zuvor. So ist es sinnvoll, die Entwicklung hier genauer zu betrachten: einerseits auf der Ebene der Beobachtungen und Analysen der Unternehmenskulturen – Unternehmenskultur als Phänomen – und andererseits auf der Ebene des Umgangs damit – Unternehmenskultur als Instrument zur Steuerung und Optimierung.

Zu Beginn steht die Betrachtung des Phänomens der Unternehmenskultur seit der Nachkriegszeit in Deutschland. Die Darstellung erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Es geht darum, einen Entwicklungsprozess aufzuzeigen, der möglicherweise einen Anhaltspunkt für den Wandel in der Unternehmenskultur liefern kann.

Die herrschende Unternehmenskultur von der Nachkriegszeit bis in die 1960er Jahre hinein kann als Familien- und Traditionskultur bezeichnet werden. Die vorherrschende Unternehmensform war familiengeführt, der Führungsstil autoritär. Sehr ausgeprägt war die Sozialpolitik innerhalb der Unternehmen, was den Mitarbeitern einerseits zugutekam, andererseits jedoch an Bevormundung grenzte. Entsprechend erwartete man von Beschäftigten Treue, Fleiß, Loyalität und Gehorsam. Ähnliche Tendenzen sind auch gesamtgesellschaftlich zu vermerken.

Von den 1960er Jahren an bis in die 1970er Jahre zeigte sich eine Entwicklung zu mehr Mit- und Selbstbestimmung der Beschäftigten, Teamarbeit fand immer mehr Bedeutung. Führung hieß von nun an, Verantwortungen zu delegieren, die Hierarchien wurden flacher. Die Motivation und die Produktivität der Mitarbeiter sollten dadurch gesteigert werden. Diese Entwicklung ist sicherlich auch im gesamtgesellschaftlichen Kontext der Zeit zu sehen. So wie sich die Gesellschaft einem extremen Wandel ausgesetzt sah, spiegelte sich dies auch in den Unternehmen, die nicht mehr die überkom-

mene Familien- und Traditionskultur fortsetzen konnten. Sie mussten sich der aktiven Teilhabe der Beschäftigten öffnen und sahen zugleich auch Vorteile darin, indem sie die Steuerung aller Abläufe im Unternehmen – auch der zwischenmenschlichen Interaktion – zu übernehmen versuchten:

*„Seit Mitte der 1980er Jahre darf man dann von einer Managementkultur ausgehen, die auf ständige Rationalisierung abzielte, wobei diese Rationalisierung nicht mehr nur im technischen Sinne zu verstehen war, sondern auch hinsichtlich der Arbeitsorganisation und der Kooperation unter den Mitarbeitern gesehen werden sollte. Gemanagt wurden nun auch die Werte eines Unternehmens – und zwar auf einer gesamtunternehmerischen Ebene. In Anlehnung an japanische Konzepte versuchte man nun, die Mitarbeiter explizit über die Unternehmenskultur zu steuern“*,

stellt Thilo Jungkind in „Unternehmenskultur in Deutschland seit den 1950er Jahren“<sup>1</sup> fest. Dies mündete in den 1990er Jahren in Lean Management und Lean Production, wobei letztendlich ein auf allen Ebenen ansetzender Rationalisierungsgedanke hinter diesem Konzept stand. Thilo Jungkind schreibt dazu, dass „man verleitet sein [könnte], die Unternehmenskultur seit den 1990er Jahren als eine Rationalisierungs-, Management- oder hieraus folgend auch als Verzichtskultur zu beschreiben“<sup>2</sup>. Betrachtet man die Gesellschaft dieser Zeit insgesamt, zeigt sich eine Aufspaltung, die manchmal als Verunsicherung verstanden wurde und sich kulturell in einer nebeneinanderstehenden Vielfalt äußerte. Dazu gehörte unter anderem eine neue subkulturelle Vielfalt, die sich nur schwer festlegen ließ und solch eine Festlegung auch nicht wollte. Der Austausch zwischen manchen dieser Subkulturen fand nicht mehr statt. Der Schluss liegt nahe, dass man wie die Manager der Lean-Kultur eher mit sich als mit seiner Umwelt beschäftigt war.

An dieser Stelle soll der Blick darauf gerichtet werden, wie die Kultur(en) in die Unternehmen kamen. Zunächst fällt auf, dass der Wechsel schnell erfolgte von der auf traditionellen Werten beruhenden Unternehmerkultur in den 1950er Jahren hin zu einem Umschwung in den 1960er Jahren, in denen Mitbestimmung und das Aufbrechen des überkommenen autoritären/patriarchalischen Führungsstils einen rasant anmutenden Umbruch herbeiführten. Hier sind wie auch in den 1970er Jahren die Parallelen zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung deutlich. Kultur in der Gesellschaft und im Unternehmen gingen Hand in Hand. Der Aufbruch auf den Straßen wurde auch zum Aufbruch in den Fabriken. Auf keiner Seite vollzog sich der Wandel konfliktfrei, jedoch vollzog er sich schnell und zur gleichen Zeit.

1 Jungkind 2007, S. 66-67.

2 Jungkind 2007, S. 67.

Für Unternehmen und Mitarbeiter hatte dieser Wandel manchen Vorteil. Mit ihm ist ein Rationalisierungsprozess verbunden gewesen, da Verantwortung auf allen Ebenen angesiedelt wurde und Produktionsprozesse damit eine Optimierung erfuhren. Für die Mitarbeiter bedeutete dies kürzere Arbeitszeiten, mehr Mitbestimmung und letztendlich mehr Freiheit. Damit wichen auch vielerorts die fürsorglich-autoritären Patriarchen der traditionellen Familienunternehmen den Managern der Konzerne und AGs.

In den 1980er Jahren stellte sich die Situation anders dar. Die Unternehmen wurden sich der Unternehmenskultur bewusst. Aufgeschreckt durch eine anhaltende Wirtschafts- und Beschäftigungskrise zeigten sich die Ökonomen offen für neue Ansätze. Der homo oeconomicus war nicht mehr der einzige Akteur auf der wirtschaftswissenschaftlichen Bühne. Zusammenhänge zwischenmenschlicher Interaktion – irrationale und (bisher) nicht in Kennzahlen messbare Faktoren – und ökonomischer Wirkungsweisen wurden gesucht. Und wie erwähnt wurde Japan mit seinen ausgeklügelten Systemen und loyalen Mitarbeitern ein faszinierendes Forschungsfeld. Die Idee, Interaktion zu steuern, entstand. Als Steuerungsinstrument wurde die vorherrschende oder vorgegebene Unternehmenskultur gesehen. Dieser Schluss war naheliegend. In der Vergangenheit haben Änderungen in der Kultur in Unternehmen auch Änderungen in wirtschaftlicher Hinsicht gebracht – in der Regel nicht zum Nachteil der Wirtschaftlichkeit. Zudem mag dieses Vorhaben durch das Ende des Kalten Krieges und durch die daraus abgeleitete Überlegenheit des kapitalistisch orientierten Systems befeuert worden sein.

Die Vermittler von Unternehmenskulturen, Leitbilder und Philosophien bekamen bis Ende der 1990er Jahre/Anfang der 2000er Jahre Hochkonjunktur. Selbst die öffentliche Sozialverwaltung gab sich ein Leitbild, ein Logo und zum Beispiel Plastikuhren mit dem Logo, um eine gemeinsame Kultur zu beschwören und damit die klammen öffentlichen Kassen zu entlasten. Dies ist ein plakatives Beispiel, aber es zeigt, dass man davon ausgehen kann, dass der Unternehmenskultur zumindest in Teilen die Wirkung eines „Stein der Weisen“ zugesprochen wurde.



*Uhr mit dem Logo des Landesamtes für Jugend, Soziales und Versorgung des Landes Rheinland-Pfalz, Ende der 1990er/Anfang der 2000er Jahre. Die Uhr wurde Mitarbeitern zu besonderen Anlässen geschenkt, zum Beispiel beim Ausscheiden aus dem Dienst.*

Darauf folgte eine Phase der Ernüchterung. Es wurde stiller um die Unternehmenskultur. Die erwünschten Erfolge waren ausgeblieben. Vielmehr sah man sich komplexeren wirtschaftlichen Problemen gegenübergestellt als in der Zeit davor. Es ist sicherlich viel zu einfach, die platzenden Blasen der New Economy und am Immobilienmarkt mit der systematisierten Instrumentalisierung der Unternehmenskultur in einen direkten Zusammenhang zu bringen. Die Versuchung ist jedoch groß, Parallelen zu ziehen zwischen phantasievollen, hochkomplexen auf Hochglanz getrimmten Finanzprodukten, die keine nachvollziehbaren Werte mehr beinhalten, und so manch einer Unternehmenskultur aus der Retorte.

Aktuell wendet sich der Blick, wenn es um Unternehmenskultur geht, wieder nach außen. Die Bedürfnisse der Mitarbeiter rücken ins Visier. Man sucht nicht mehr den Weg, die Mitarbeiter den Bedürfnissen des Unternehmens mit der Unternehmenskultur anzupassen. Man versucht sie denjenigen der Mitarbeiter anzupassen – so wie es Ed Schein im eingangs erwähnten Interview gefordert hat. Unternehmen, die ihre Mitarbeiter nach ihren Bedürfnissen regelmäßig befragen, die Ergebnisse ernst nehmen und Veränderungen anstoßen, stehen hoch im Kurs. Sie zählen zu den begehrtesten Arbeitgebern und werden auch von der Politik gefördert und gefordert.

Stichwort dafür ist Betriebliches Gesundheitsmanagement. Der Begriff kann zunächst irritieren. Hier soll es doch um Kultur in den Betrieben gehen. Bei näherer Betrachtung wird sich aber zeigen, dass es um einen erweiterten Begriff von Gesundheit geht – nicht um das bloße „Nicht-Kranksein“. Und an dieser Stelle kommt man wieder auf den Kulturbegriff zurück. Kultur ist das, was der Mensch schafft, um den Alltag zu bewältigen oder anders formuliert, um den Alltag zu überstehen. So könnte man sagen, dass die vorherrschende Unternehmenskultur heute eine Gesundheitskultur ist.

Ein Teil des Betrieblichen Gesundheitsmanagements ist das Betriebliche Eingliederungsmanagement, das seit 2004 sogar gesetzlich verankert ist (§ 84 Abs. 2 Sozialgesetzbuch IX). Arbeitgeber müssen danach dazu beitragen, die Arbeitskraft der Arbeitnehmer zu erhalten. Zwar bleibt eine Verweigerung dieser gesetzlich geregelten Vorschrift sanktionslos, doch halten sich große Unternehmen inzwischen durchweg daran und gehen in ihrem Engagement für das Wohlbefinden des Mitarbeiters darüber noch weit hinaus. So sind Massagen am Arbeitsplatz oder hauseigene Fitnessstudios keine Seltenheit mehr. Solche punktuellen Aktionen erfassen allerdings nicht den Kern der Sache, es geht um weit mehr als nur um die Bemühung, „mal etwas Gesundes im Betrieb zu machen“. So ist das Wohlergehen über die Arbeitszeit hinaus zu sichern und Leben und Arbeit in einen vernünftigen Einklang zu bringen, in einigen Unternehmen deshalb schon zur „Chefsache“ geworden. Der einzelne und seine individuel-

len Bedürfnisse sollen im Fokus des Arbeitgebers stehen, damit er entsprechende Maßnahmen zur Anpassung der Arbeitsplätze, Hierarchie- und Kommunikationsstrukturen umsetzen kann. Der Mensch soll als Ganzes verstanden werden, der nur unter den richtigen Bedingungen seine volle Leistungsfähigkeit entfalten kann. Angesichts der sogenannten Arbeitsverdichtung kann man verstehen, was rational und kühl rechnende Unternehmer dazu bewegt, gute Arbeits- und Lebensbedingungen für Mitarbeiter zu schaffen.

Um weitere Hintergründe dieser neuen Fürsorge wird kein Geheimnis gemacht. Den Unternehmen gehen in absehbarer Zeit – teilweise schon jetzt – die Mitarbeiter aus. Der demografische Wandel ist nicht umkehrbar. Die Versuche, dies über Zuwanderung auszugleichen, sind kläglich gescheitert. Schon jetzt sind Belegschaften zum Teil im Schnitt 40 Jahre und älter. In manchen Branchen – wie zum Beispiel IT und Pflege – gibt es bereits einen akuten Fachkräftemangel. Auch wenn dieser Mangel zum Teil bestritten wird, legen Gespräche mit Personalverantwortlichen, Unternehmensverbänden und die Betrachtung der Statistiken der Agentur für Arbeit zumindest einen Trend dahin sehr nah. Deshalb geht es in Unternehmen heute auch darum, alternde Belegschaften möglichst lange – bis zum Renteneintrittsalter – leistungsfähig zu halten, wobei nicht nur die rein körperliche Gesunderhaltung eine Rolle spielt.

Einen noch größeren Anteil am aktuellen Wandel hat die drastische Steigerung des Anteils psychischer Erkrankungen. Der Mitarbeiter bzw. die Mitarbeiterin rückt als ganze Person in den Fokus von Arbeitgebern und nicht mehr nur die rein physische Konstitution mit der damit verbundenen Arbeitsfähigkeit. Die Zahl der Fehltage ist laut des DAK Gesundheitsreports 2013 seit 1997 um 165% gestiegen<sup>3</sup>. Viele Arbeitgeber nehmen diese Entwicklung sehr ernst. Es wurde erkannt, dass die Führung einen nicht unerheblichen Anteil daran hat oder ein Unternehmen zumindest die Möglichkeit besitzt, krank machenden Arbeitsbedingungen entgegenzuwirken. „Gesund Führen“ ist zum Thema in den Chefetagen geworden. Was bedeutet „gesund“ zu führen? Letztendlich heißt es, den Mitarbeiter wahrzunehmen, ernst zu nehmen und wertzuschätzen, der Fürsorgepflicht ihm gegenüber gerecht zu werden und ihm auch die nötigen Rahmenbedingungen für eine selbständige und eigenverantwortliche Handlungsweise zu geben. Und das heißt nicht zuletzt, eine Sensibilität gegenüber dem, was mit Diversity Management und Gender Mainstreaming beschrieben wird, zu entwickeln. Und das heißt wiederum, die kulturellen Hintergründe der Mitarbeiter zu erfassen und in das Unternehmensgefüge mehr als nur zu integrieren. Die Stärken und Fähigkeiten des Mitarbeiters zählen, Schwächen und Defizite werden akzeptiert, stellen aber kein un-

---

3 DAK 2013.

überwindbares Hindernis dar, die individuelle „Begabung“ zählt und wird gezielt eingesetzt. Letztendlich ist dies eine Konzentration auf vorhandene Ressourcen. Unter anderem zeigt sich dies in der Ablösung der Integration durch die Inklusion von Mitarbeitern mit einer Behinderung. Bei Unternehmen, die die neuen Ansätze des Betrieblichen Gesundheitsmanagements ernst nehmen, kann man also (auch) von einer Kultur der Neugier, Offenheit, Toleranz und Wertschätzung sprechen. Interessant dabei ist, dass sie nicht aufgrund von vorhandenen Werten und Normen transportiert wurde, sondern aufgrund wirtschaftlicher Notwendigkeiten. Dabei soll Unternehmern und Managern auf keinen Fall abgesprochen werden, dass sie Werte und Normen haben. Viele von ihnen zeigen sich deshalb sehr aufgeschlossen gegenüber dieser Entwicklung, auch erleichtert darüber. Das Betriebliche Gesundheitsmanagement steht hoch im Kurs.

Abschließend lässt sich sagen, dass Unternehmenskulturen nicht losgelöst von der/den gesamtgesellschaftlichen Kultur(en) mit ihren Werten und Normen existieren können. Den Sinn alles Wirtschaftens, die Maximierung oder Optimierung des Ertrags, zu erfüllen, ist abseits davon nicht möglich. Immer wieder haben sich Anpassungsprozesse in der Wirtschaft gezeigt, wenn sich die Gesellschaft im Wandel befand. Der Versuch, über die Unternehmen eigene Kulturen zu erschaffen, hat zu keinen erfolgreichen Ergebnissen geführt.

Die sich heute abzeichnende Entwicklung, die Mitarbeiter wieder ins Zentrum des Geschehens zu stellen, ist keinem Akt spontaner Nächstenliebe zu verdanken<sup>4</sup>, sondern der Einsicht, dass es wichtig ist, seine Mitarbeiter wahrzunehmen und mit ihnen und der Umwelt in Beziehung zu treten. Neu ist dies sicherlich nicht. Es gibt unzählige Beispiele von Unternehmern, die schon vor Generationen so gehandelt haben. Neu dabei allerdings ist, dass das Handeln auf breiter Ebene nicht einem moralischen Anspruch entspringt, sondern einer rationalen Einsicht – kein Gott, keine Weltanschauung wird hier herangezogen, um Werte und Normen und die sie „umspielende“ Kultur zu rechtfertigen, sondern die Notwendigkeit. Daraus lässt sich ableiten, dass Kultur (Unternehmenskultur) ein Grundbedürfnis für Unternehmen ist, sie jedoch nicht aus dem Unternehmen selbst, sondern aus der Beziehung mit der Welt – den Mitarbeitern – entspringt. Solange in Unternehmen Menschen beschäftigt sind, bedarf es also einer Unternehmenskultur, die diese Mitarbeiter selbst (mit-)erschaffen, nicht das Unternehmen – und damit kommt die Kultur in die Unternehmen.

---

<sup>4</sup> Dies zeigt sich sicherlich auch darin, dass man es mit der Beobachtung an einigen Stellen übertreibt.

## Literatur und Quellen

Badura, Bernhard u.a. (Hg.) (2013)

Fehlzeiten-Report 2013. Schwerpunktthema: Verdammt zum Erfolg – die süchtige Arbeitsgesellschaft?  
Berlin.

DAK (2013)

DAK Gesundheitsreport 2013. Hamburg.

Dunk, Hermann W. von der (2004)

Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 2. München.

<http://www.forbes.com/sites/karlmoore/2011/11/29/mits-ed-schein-on-why-corporate-culture-in-no-longer-the-relevant-topic-and-what-is/>

<http://statistik.arbeitsagentur.de/>

Jungkind, Thilo (2007)

Unternehmenskultur in Deutschland seit den 1950er Jahren – eine unternehmensgeschichtliche Bestandsaufnahme. Konstanz.

Sackmann, Sonja A. (o.J.)

Toyota Motor Corporation. Eine Fallstudie aus unternehmenskultureller Perspektive. Gütersloh.

Schein, Edgar (1985)

Organizational Culture and Leadership. A Dynamic View. San Francisco.

Schildt, Axel (2006)

Anmerkungen zum Wertehorizont der Bundesrepublik in den 1950er Jahren. Vorlesung im Rahmen des Kolloquiums „Vergesellschaftung der Werte“ der TU Dresden im Mai 2006.

Smircich, L. (1983)

Concepts of culture and organizational analysis. In: Administrative Science Quarterly 28.

Spilker, Martin (2013)

Präsentation zur Tagung „Unternehmenskultur und Führung. Anforderungen an moderne Führungskonzepte im Zeitalter von Globalisierung und Technologiewandel“ der Bertelsmann Stiftung. Karlsruhe, 19. März 2013.

Persönliche Gespräche mit Personalverantwortlichen, Unternehmensverbänden, Mitarbeitern verschiedener Unternehmen, Menschen in beruflichen Rehabilitationskursen und Unternehmern.

## **Theodor Möller (1873–1953). Ein volkskundlicher Fotograf aus Schleswig-Holstein**

*Thomas Overdick*

In den letzten Jahren hat der schleswig-holsteinische Fotograf, Pädagoge und Heimatforscher Theodor Claus Heinrich Möller (1873–1953) eine wahre Wiederentdeckung erfahren. 2007 brachte das Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein den prächtigen Bildband „Quer durch Schleswig-Holstein“ heraus, der eine umfassende und facettenreiche Einführung in Leben und Werk Theodor Möllers präsentiert<sup>1</sup>. Die Veröffentlichung des Buchs wurde von einer Ausstellung in den Räumen des Sparkassen- und Giroverbands für Schleswig-Holstein in Kiel begleitet. In der Folgezeit engagierte sich die Fielmann AG für die weitere Verbreitung ausgewählter Fotografien aus dem Theodor-Möller-Bildarchiv, das Möller selber im April 1950, drei Jahre vor seinem Tod, dem Landesamt für Denkmalpflege in Kiel vermachte. Das Archiv umfasst 4.615 Glasplatten (9 x 12 cm) und 1.934 Rollfilmaufnahmen (4,5 x 6,0 cm) sowie weitere Aufnahmen aus Familienbesitz. In Zusammenarbeit mit dem Landesamt wurden zahlreiche Fotoserien im Umfang von 100 bis 140 Bildern zu unterschiedlichen regionalen Schwerpunkten zusammengestellt und als 30 x 40 cm große Abzüge von den Originalplatten bzw. Negativen an ausgewählte Regional-, Stadt- und Heimatmuseen zum dauerhaften Verbleib übergeben, u. a. an Museen in Molfsee, Eutin, Ratzeburg, Rendsburg, Schleswig, Mölln, Schönberg, Tetenbüll, Heiligenhafen, Meldorf und Flensburg. Die Schenkungen waren stets mit einer Ausstellung der jeweiligen Fotos verbunden, die die Bilder einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen sollten. Zuletzt ist nun ein zweiter, nicht minder prächtiger Bildband erschienen, der sich auf die „Stadtbilder“ Theodor Möllers konzentriert<sup>2</sup>.

Die fotohistorische Würdigung Theodor Möllers sechzig Jahre nach seinem Tod ist sehr begrüßenswert. Insbesondere die beiden Bildbände eröffnen einen vielschichtigen Einblick in das fotografische Werk Möllers. In den begleitenden Texten zeichnen Astrid Hansen, Deert Lafrenz und Heiko K. L. Schulze detailliert Möllers Werdegang vom Bauernsohn zum engagierten Lehrer und Heimatforscher nach. Zudem arbeiten sie dezidiert Möllers romantisch-ästhetisierenden Blick auf die schleswig-holsteini-

---

1 Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein (Hg.): Quer durch Schleswig-Holstein. Theodor Möller – Fotografien 1900-1950. Mit einem Text von Astrid Hansen, Deert Lafrenz und Heiko K.L. Schulze. Neumünster 2007.

2 Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein (Hg.): Stadtbilder Schleswig-Holstein. Theodor Möller – Fotografien 1900-1950. Mit einem Text von Astrid Hansen und Heiko K.L. Schulze. Neumünster 2013.

schen Landschaften, Dörfer und Städte heraus, die er zwischen 1900 und 1950 mit seiner Kamera porträtiert hat. Die bildwissenschaftliche Analyse der Autor\_innen befreit die Fotos jedoch ein Stück weit von dem ebenso verklärenden wie mahnenden Pathos, das Möllers eigenen Publikationen anhaftet<sup>3</sup>, ohne dabei die Inszeniertheit und Ausschnitthaftigkeit der Motive außer Acht zu lassen. Die hohe Abbildungsqualität beider Bildbände macht die eigenständige bildnerische Qualität der Aufnahmen sichtbar, die weit über das bloß Dokumentarische hinausgeht, und die Möller selbst meist der didaktischen Funktion der Illustration seiner heimatkundlichen Ausführungen untergeordnet hat.

Das fotografische Werk Theodor Möllers wurde bislang vor allem in seinem Wert für die Denkmalpflege, Hausforschung und Landschaftsgeschichte sowie für die regionale Foto- und Kunstgeschichte betrachtet. Im Folgenden möchte ich aufzeigen, dass



*Abb. 1: Husum, Häuser am Hafen, 1939 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).*



*Abb. 2: Amrum, Schiffe vor Wittdün, 1908 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).*

<sup>3</sup> Vgl. u. a. Theodor Möller: Das Gesicht der Heimat. Kiel 1912; Theodor Möller: Die Welt der Halligen. Neumünster 1931; Theodor Möller: Gassen der Heimat. Neumünster 1933; Theodor Möller: Landschaft und Menschen. Beiträge zur Heimatkunde Schleswig-Holsteins. Neumünster 1952.

die Arbeit des akribischen Bildchronisten darüber hinaus ein typisches Beispiel für die frühe volkskundliche Fotopraxis darstellt, womit Möller auch für die fachgeschichtliche Fotoforschung von großer Bedeutung ist. Umfang, Vollständigkeit und Dokumentationsgrad heben dabei das Theodor-Möller-Bildarchiv aus vergleichbaren Beständen fotografisch-volkskundlicher Landesaufnahmen deutlich hervor.

### Fotografie als Technik des Bewahrens

Die Volkskunde erkannte und nutzte schon früh die Möglichkeiten der Fotografie. Ganz im positivistischen Geist der Zeit stimmten viele Fachvertreter schnell in den Medienoptimismus des 19. Jahrhunderts ein, der die überwältigend detailreiche Wirklichkeitstreue der fotografischen Abbildung pries. Sowohl Karl Weinhold als auch Michael Haberlandt wiesen in den ersten Ausgaben der beiden deutschen und österreichischen Zentralorgane des Faches auf die Bedeutung der Fotografie für die Volkskunde hin. Weinhold unterstreicht in seinem einleitenden Artikel der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (heute Zeitschrift für Volkskunde) 1891, dass die Volkskunde nur „durch exacte Forschung und richtige Methode (...) zur Wissenschaft sich erheben kann“<sup>4</sup>. Als Ausgangspunkt skizziert er ein Konzept des wissenschaftlichen Sammelns, bei dem es darauf ankommt, „alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und *Bild*, wo beides möglich ist“<sup>5</sup>. Gerade den Wunsch nach „reiner und treuer Aufzeichnung“ schien die Fotografie erfüllen zu können.

Die „Schärfe und Genauigkeit“ der fotografischen Abbildungen, die „in solcher Raschheit und Zuverlässigkeit von nichts an-



Abb. 3: Büssum, Entladen des Fanges, 1936 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).

4 Karl Weinhold: Zur Einleitung. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1 (1891), S. 1-10, hier S. 1-2.

5 Ebd., Hervorhebung von Thomas Overdick.

derem geliefert werden“ können, waren auch die Eigenschaften der Fotografie, die Michael Haberlandt begeisterten<sup>6</sup>. Bereits in der zweiten Ausgabe der *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* (1896) präsentierte er einen grundlegenden Entwurf für eine systematische Handhabung der „Photographie im Dienste der Volkskunde“ – so auch der programmatische Titel seines Artikels. Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den Haberlandt vor dem Wiener Camera-Club der Amateurphotographen gehalten hatte. Haberlandt rief die Vereinsmitglieder dazu auf, verstärkt volkskundliche Themen und Objekte zu fotografieren. Ähnlich wie bei Weinhold ist seine Argumentation von dem zeittypischen musealisierenden Bergungs- und Rettungsgedanken geprägt, der die sich zusehends schneller verändernde und verschwindende traditionelle Alltagskultur durch Sammlung und Inventarisierung zu dokumentieren und damit zu bewahren suchte. Der Volkskunde, so Haberlandts warnende Worte,

*„schwindet der Stoff vor den Augen und unter den Händen. Die moderne Zeit räumt mit den primitiven Schöpfungen des Volkstums, der Volkskunst unerbittlich und unaufhaltsam auf. Das ländliche Leben verstädtelt und mit ihm gehen die wertvollsten Zeugnisse unserer Entwicklung, der nationalen Vergangenheit unwiederbringlich verloren. Da gilt es in elfter und zwölfter Stunde einzugreifen; es gilt die Dinge selbst, und wo dies nicht angeht, wenigstens ihr Bild festzuhalten und für die Wissenschaft aufzunehmen“<sup>7</sup>.*

Als fotografischen Leitfaden zur Orientierung im Feld skizziert Haberlandt sechs motivische Themenfelder: „Anthropologische Aufnahmen von Typenbildern der ländlichen Bevölkerung“, „Aufnahmen zur Hauskunde“, „Trachtenbilder“, „Cultische Gegenstände auf Feld und Flur“, „die volkstümlichen Spiele und Lustbarkeiten, dramatische Darstellungen, (...) Tänze und gymnastische Spiele“ sowie „die verschiedenen Szenen und Situationen bei der ländlichen Arbeit“<sup>8</sup>. Seine knappen Anweisungen zur Gestaltung der Aufnahmen zeugen von dem Bemühen um sachliche Klarheit und Objektivität. Die Aufnahmen sollen einer späteren wissenschaftlichen Vergleichbarkeit und Systematisierung dienen und dafür genau dokumentiert werden.

Die Fotokamera war für die Volkskunde, Denkmalpflege und Heimatschutzbewegung das optimale Werkzeug zur visuellen Inventarisierung der Heimat. Bis 1945 finden sich unzählige Beispiele für den dokumentarischen Gebrauch der Fotografie. Genannt seien nur etwa die fotografische Dokumentation von Kunst- und Baudenk-

6 Michael Haberlandt: Die Photographie im Dienste der Volkskunde. In: *Zeitschrift für österreichische Volkskunde*, 2 (1896), S. 183-186, hier S. 183.

7 Ebd., S. 183.

8 Ebd., S. 184-185.

mälern, die der damalige Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe Justus Brinckmann um 1900 im Stadtgebiet Hamburgs, den Vierlanden und dem damals zu Hamburg gehörenden Cuxhaven veranlasst hatte; die Sammlung „Bauer, Haus und Hof im Landkreis Harburg“ des Harburger Helms-Museums, deren Grundstock der Hausforscher Paul Albers zwischen 1930 und 1948 erstellte; oder die geographischen Sachstudien der *Wörter und Sachen*-Schule in den 1920er und 1930er Jahren. Auch solch namhafte Wissenschaftler wie Rudolf Virchow, Viktor von Geramb, Josef Schepers, Adolf Spamer oder Richard Weiss setzten die Fotografie in ihrer Feldforschungsarbeit ein. Die Bildnachweise in den einschlägigen illustrierten volkskundlichen Publikationen der 1930er und 1940er Jahre zeugen von den reichhaltigen Bildersammlungen, die in den unterschiedlichen Museen aufgebaut worden waren. Die dokumentarische Eigenschaft der Fotografie brachte speziell der gegenstandsbezogenen Ausrichtung der Volkskunde auf Hausformen, Trachten, Möbel, handwerkliche und bäuerliche Gerätschaften sowie „altväterlichen Hausrat“ und „Volkskunst“ entscheidende Impulse. Gudrun König und Ulrich Hägele weisen darauf hin, dass sich beispielsweise die volkskundliche Hausforschung erst entwickelte, „nachdem man mit

der Fotografie ein vermeintlich realistisches Darstellungsmedium gefunden hatte“<sup>9</sup>. Und an anderer Stelle unterstreicht Hägele, dass die Fotografie dazu beigetragen hat, „den volkskundlichen Kanon für das wissenschaftliche Fachverständnis thematisch festzuschreiben“<sup>10</sup>. Das Medium war also von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges ein integraler Bestandteil der Volks-



Abb. 4: Strand bei Holnis, 1938 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).

9 Gudrun König/Ulrich Hägele: Eine Etappe der volkskundlichen Fotogesichte. In: Gudrun König/Ulrich Hägele (Hg.): *Völkische Posen, volkskundliche Dokumente*. Marburg 1999, S. 8-39, hier S. 9.

10 Ulrich Hägele: Visualisierung zwischen Folklore, völkischer Wissenschaft und ethnographischem Forschungsfeld. DFG-Projekt „Fachgeschichte der volkskundlichen Fotografie“ (III). In: *Rundbrief Fotografie*, 9, 34 (2002), S. 35-38, hier S. 37.

kunde. Entsprechend konstatiert auch der Hausforscher Walter Kreidler, dass es sich bei der fotografischen Abbildung „gar nicht mehr um eine ‚Ausstattung‘ (handelt), sondern um einen wesentlichen Teil der wissenschaftlichen Arbeit“, was nicht zuletzt auf „die außerordentlichen Fortschritte der fotografischen Aufnahme- und Verarbeitungsgeräte“ zurückzuführen sei<sup>11</sup> – ein Hinweis darauf, wie bedeutsam die Miniaturisierung und Vereinfachung der Fototechnik in Form der Kleinbildkamera für die Etablierung der Fotografie als Medium der wissenschaftlichen Forschung war.

### **Volkskunde und „Amateurphotographie“**

Für den Aufbau der volkscundlichen Fotosammlungen waren neben den eigenen fotografischen Aktivitäten der Wissenschaftler vor allem die Arbeiten von Amateurfotografen von großer Bedeutung. Erst später, ab den 1930er Jahren, prägen die Fotos professioneller Berufs- und Autorenfotografen, die teilweise im direkten Auftrag der Institute arbeiteten, zunehmend die volkscundliche Bilderwelt. Zu Beginn sahen jedoch viele Volkscundler gerade in dem künstlerischen Schaffensdrang der um 1890 aufkommenden Bewegung der „Amateurphotographen“ ein großes Potential für die praktische Unterstützung des Heimatschutz-Gedankens. Haberlandts oben zitierter Appell an den *Wiener Camera-Club*, verstärkt volkscundliche Themen und Objekte zu fotografieren, ist daher durchaus typisch für den damaligen Wunsch nach einer ebenso systematischen wie breiten Bilddokumentation volkscundlicher Themen. Die Amateurfotografen unterschieden sich in ihrem künstlerisch wie fototechnisch hohen Anspruch deutlich vom Dilettantismus der Knipser, grenzten sich aber gleichzeitig auch in ihrem Selbstverständnis einer „schöpferischen Autonomie“ von den etablierten Berufsfotografen ab<sup>12</sup>. Wegweisend für die Zusammenarbeit von Volks- und Heimatkunde und Amateurfotografie war ein Vortrag, den Alfred Lichtwark 1893 vor dem *Hamburger Amateurphotographen Verein* gehalten hat. Lichtwark unterstreicht hier die Bedeutung, die die Amateurfotografie nicht zuletzt für die Landes- und Volkscunde erlangen könnte, und weist auf die ausgeprägte Beobachtungsgabe des Amateurfotografen hin: „Außer dem Maler und Zeichner lernt niemand die Natur lieben und verstehen wie

11 Walter Kreidler: Die Fotografie in der Volkscunde. In: FOLK. Zeitschrift des internationalen Verbandes für Volkscundforschung, 1 (1937), 1, S. 191-199, S. 192.

12 Timm Starl: Knipser: Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980. München/Berlin 1985; Margret Kruse: Von der Amateurphotographie zur Kunstphotographie. Studien zur Entwicklung der Photographie in Hamburg von 1893 bis 1903. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Hamburg 1987; Kunstphotographie um 1900. Die Sammlung Ernst Juhl. Hg. vom Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg. Hamburg 1989; Silke Götsch: „Die schwere Kunst des Sehens“. Zur Diskussion über Amateurfotografie in Volkscunde und Heimatbewegung um 1900. In: Carola Lipp (Hg.): Medien populärer Kultur. Frankfurt a. M./New York 1995, S. 395–405.

er“<sup>13</sup>. Diese Fähigkeit sei nicht nur für die „künstlerische Erziehung“ von Bedeutung, sondern wäre auch für die „Lokalgeschichte von hohem Wert“, da sich „die Mehrzahl der Amateure vorwiegend auf das Studium der Heimat“ konzentriere<sup>14</sup>. Lichtwark erkennt damit die zeitgeschichtliche Bedeutung, die die Sammlung heimatkundlicher Fotoaufnahmen nicht zuletzt für das damals in Gründung befindliche Museum für Hamburgische Geschichte haben könnte:

*„Wenn sich eine Verständigung zwischen dem Amateurphotographenverein und dem Museumsverein erzielen läßt, so könnte im Museum für Hamburgische Geschichte ein Material an Photographien aus den Aufnahmen der Amateure gesammelt werden, das einen ganz einzigen Schatz bilden würde. Nicht nur ließe sich festhalten, was an Altertümern seiner Natur nach nicht im Original Gegenstand des Sammelns sein kann, sondern vor allem könnte ein Bild unserer Zeit festgehalten werden, wie wir es aus früheren Epochen nicht haben. Nach einem einfachen System könnte der Zustand unserer Stadt und Umgebung in ihrem beständigen Wechsel dargelegt werden, unsere Tracht, unser Volks- und Gesellschaftsleben, es könnten Erinnerungen an Ereignisse im öffentlichen Leben und die Bildnisse hervorragender Männer und Frauen in unmittelbarer Wiedergabe der Erscheinung festgehalten werden“<sup>15</sup>.*

Die Anregungen Lichtwarks scheinen in den Kreisen der Amateurfotografen dankbar aufgenommen worden zu sein, so dass Lichtwark bereits 1896 anlässlich der zweiten Ausstellung der Hamburger Amateurfotografen befriedigt feststellt: „Fast alle Hamburgischen Amateure haben sich nun der heimischen Landschaft zugewandt. Die Zahl der Aufnahmen aus diesem Gebiet ist sehr gross, die Fähigkeit, Bilder zu sehen, ist höchst erfreulich gewachsen“<sup>16</sup>.

Ein ähnlicher Impuls wie Lichtwarks Appell lag dem Aufruf der *Dresdner Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie* über die „Photographie im Dienste der Volkskunde“ zugrunde, der 1898 von dem Vereins-Vorsitzenden Hermann Schnauss in der Fotofachzeitschrift „Apollo“ veröffentlicht wurde<sup>17</sup>. Das inhaltliche Programm des Fotoaufrufs stammte von dem Kunstmaler und Gründer des Museums

13 Alfred Lichtwark: *Erziehung des Auges. Ausgewählte Schriften*. Hg. von Eckhard Schaar. Frankfurt a. M. 1991, S. 107.

14 Ebd., S. 107-108.

15 Ebd., S. 108-109.

16 Alfred Lichtwark: *Die Hamburger Ausstellung*. Vortrag gehalten in der Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie zu Hamburg. In: *Photographische Rundschau*, 1896, S. 14-17, hier S. 17.

17 Hermann Schnauss: *Die Photographie im Dienste der Volkskunde*. In: *Apollo*. Unabhängiges Fachblatt für Photographen und Kunstliebhaber, 65, Bd. IV (1898), S. 65-69.

für sächsische Volkskunst Oskar Seyffert. Die von ihm umrissenen Themenfelder für ein „Photographisches Museum im Dienste der sächsischen Volkskunde“ entsprechen weitgehend dem Themenkanon der damaligen Heimat- und Volkskunde, den bereits Haberlandt in seiner Sammelsystematik abgedeckt hat: typische Landschaftsbilder, Außen- und Innenansichten alter Häuser, Schlösser und Kirchen, Personenaufnahmen, Volkstrachten, Feste, Brauchtum, Vieh- und Jahrmärkte sowie Bilder vom Verkehrswesen. Als durchaus innovativ und weitsichtig erscheint jedoch der Wunsch nach Bildern von „großstädtischen Straßentypen“ sowie nach „Photographien von Bauten neueren Styles, Villen, öffentlichen Gebäuden in den Städten“, die sich „in zukünftigen Zeiten“ als Kontrast zu dem im Bilde festgehaltenem Alten „von großer Wichtigkeit“ erweisen würden. In der Betonung des „Malerischen“ der Aufnahmen und durch die Anregung zur Schaffung klassischer „Genrebilder“ – beispielsweise vom dreschenden Landmann, vom arbeitenden Scherenschleifer oder von der Spitzenklöpplerin – weicht der Dresdener Aufruf deutlich von der von Haberlandt geforderten wissenschaftlichen Nüchternheit ab und lässt den Kunstmaler Oskar Seyffert erkennen<sup>18</sup>. Schnauss weist in diesem Zusammenhang noch ergänzend auf die Bedeutung der „*Momentphotographie*“ hin, „weil gerade durch diese bestimmte Szenen und Situationen feststellbar sind, welche mit anderen Mitteln niemals in bildlicher Darstellung zu erhalten wären“<sup>19</sup>. Neben den umrissenen Themenfeldern macht der Dresdner Aufruf auch formale und fototechnische Vorgaben, um die Einheitlichkeit der späteren Archivierung der Aufnahmen zu gewährleisten<sup>20</sup>.

Der Aufruf scheint außerordentlich erfolgreich gewesen zu sein. Bereits im Mai 1898 übergab Schnauss dem Verein für sächsische Volkskunde die erste Lieferung der für das Museum eingegangenen Bilder<sup>21</sup>. Damit war der Grundstock für eine umfangreiche Fotosammlung gelegt, die ab 1923 von dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz unter dem Vorsitz Oskar Seyfferts weiter ausgebaut wurde. Aber auch über die Grenzen Sachsens hinaus stieß der Dresdener Fotoaufruf sowohl auf Seiten der Amateurfotografie als auch der Heimat- und Volkskunde auf eine bemerkenswert große Resonanz. So heißt es etwa in der Photographischen Rundschau von 1898 appellierend:

*„Das Vorgehen der ‚Dresdner Gesellschaft‘ verdient allerwärts Nachahmung. Unter der mit Volldampf vorwärts stürmenden, modernen Kultur verschwinden zahlreiche Eigentümlichkeiten des Volkslebens. Im photographischen Bilde können*

18 Ebd., S. 68-69.

19 Ebd., S. 69.

20 Ebd., S. 67-68.

21 Vgl. Photographische Rundschau 1898, S. 86.

*wir für die Nachwelt festhalten, was sicherem Untergange geweiht ist. Wer ein offenes Auge für das Volksleben hat, wird sich auf genanntem Wege mit seiner Kamera ein unvergängliches Denkmal setzen. Wenn in jeder Provinz unseres Vaterlandes die gleichen Bestrebungen gefördert werden, so lässt sich leicht ein Material zusammenbringen, wie es schon nach wenigen Jahrzehnten nicht mehr zu beschaffen ist“<sup>22</sup>.*

Auch die Zeitschrift für österreichische Volkskunde veröffentlicht – mit einem Verweis auf den zwei Jahre zuvor erschienenen Aufsatz von Haberlandt – das inhaltliche Programm des Dresdener Aufrufs als vorbildlich und bittet die „geehrten Amateurs“ darum, „Abzüge ihrer Aufnahmen, welche für die österreichische Volkskunde Interesse haben, dem »Museum für österreichische Volkskunde« (I. Wipplingerstraße 34) zuzuwenden zu wollen“<sup>23</sup>. 1900 greift die Zeitschrift *Heimat*, die Monatsschrift des *Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck*, die Frage nach der „Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde“ wieder auf und veröffentlicht auf Einsendung des Lesers Alfred Paris den Dresdener Aufruf abermals. In seinem Beitrag hebt Paris die Vorbildlichkeit der sächsischen „Bewegung“ hervor, die in der Anwendung der Fotografie auf die Volkskunde „allen Amateurphotographen, die vielfach ohne besonderen Zweck reine ‚Ansichtsbilder‘ fertigen, eine zweckdienliche Ausübung ihrer Kunst an die Hand giebt“<sup>24</sup>. Im Folgenden schwärmt Paris in Anlehnung an die Ausführungen von Schnauss überschwänglich von der Bedeutung des Mediums Fotografie für die Volkskunde:

*„Welcher Gewinn läßt sich nicht für diese erzielen, wenn unsere Amateure versuchen wollen, charakteristische Merkmale unserer engeren Heimat bildlich festzuhalten! Gerade hier vermag die Photographie als eine rein objektive Darstellungsmethode Hervorragendes zu leisten durch naturgetreue Wiedergabe, frei von jeder subjektiven Auffassung eines zeichnenden oder malenden Individuums; durch diese Bilder kann unendlich viel von den charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Volksstammes in Tracht und Gebaren, in Sitten und Gebräuchen überliefert werden, und auch von technischen Fertigkeiten, von Kunstsinn und Kunstfertigkeit können diese Aufnahmen ein untrügliches Zeichen geben“<sup>25</sup>.*

22 Ebd., S. 222.

23 Photographie und Volkskunde. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 4 (1898), S. 218-219, hier S. 219.

24 Die Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde. In: Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck, 10, 10 (1900), S. 190-193, S. 190.

25 Ebd.

Bezug nehmend auf die Anmerkung Schnauss', dass für die Ethnographie und Volkskunde „die systematische, planmäßige Anwendung der Photographie [...] eine Bedingung für den Erfolg“ ist<sup>26</sup>, fordert Paris die Einrichtung einer „Zentralstelle mit sachkundiger Leitung“, die nicht nur für die Organisation einer breit angelegten volkskundlichen Fotodokumentation verantwortlich wäre, sondern „auch Sorge tragen muß, dass nun das gesammelte Material schematisch geordnet und so einer einheitlichen Bearbeitung zugänglich gemacht wird“<sup>27</sup>. Während er für den sächsischen Raum in der Initiative der *Dresdener Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie* und des *Vereins für sächsische Volkskunde* eine solche Zentralstelle bereits als etabliert betrachtet, weist er für Norddeutschland auf das Potential der Hamburger *Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie* sowie der Photographischen Gesellschaften in Kiel und Flensburg hin. Als „Sammel-Zentralstellen“ schlägt er dabei eines der Hamburger Museen sowie das Thaulow-Museum in Kiel vor. Abschließend weist Paris noch auf ähnliche Bestrebungen in Berlin, Kulm und Görlitz hin<sup>28</sup>.

Die Idee der „Photographischen Museen“ war Anfang des 20. Jahrhunderts also äußerst populär<sup>29</sup>. Im Kieler Thaulow-Museum wurde, wie von Paris angeregt, wenige Jahre später tatsächlich eine „Sammelstelle von Lichtbildern“ eingerichtet. Die Initiative zur Umsetzung der Idee ging auf den Oberlehrer und Amateurfotografen Dr. Gustav Wieding zurück, der in zahlreichen Vorträgen vor Heimat- und Amateurfotografen-Vereinen für seine Idee warb<sup>30</sup>. Die Zeitschrift *Heimat* veröffentlichte 1905 seinen Vortrag über „Unsere Heimat und die Amateur-Photographie“, den er 1904 in Plön bei der Generalversammlung des *Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck* gehalten hatte. „Rettet von heimatlicher Art und damit überhaupt von deutscher Art, was sich noch retten läßt“, heißt es hier im typischen Pathos des fortschrittsfeindlichen Zeitgeistes der Heimatschutzbewegung<sup>31</sup>. Wieding appelliert insbesondere an die Amateurfotografen und ihre Vereine, sich an diesem „Rettungswerk“ zu beteiligen. Denn auch wenn

26 Schnauss 1898, wie Anm. 17, S. 66.

27 Photographie, wie Anm. 24, S. 191.

28 Ebd., S. 191-193.

29 Vgl. ausführlich Thomas Overdick: *Photographing Culture: Anschauung und Anschaulichkeit in der Ethnographie*. Zürich 2010, S. 42-59.

30 Vgl. Theodor Möller: *Errichtung einer Sammelstelle von Lichtbildern im Thaulow-Museum zu Kiel*. In: *Photographische Rundschau*, 1907, S. 77-79, hier S. 77-78.

31 Gustav Wieding: *Unsere Heimat und die Amateur-Photographie*. Vortrag, gehalten auf der 14. Generalversammlung zu Plön am 25. Mai 1904. In: *Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck*, 15, 1 (1905), S. 1-6, hier S. 3.

die Fotografie dem „Zerstörungswerk“ der neuen Zeit „nicht Einhalt gebieten kann“, so könne sie „wohl aber das Abbild wenigstens von Vielem [...] für die Nachwelt“ retten, „bevor es auf immer verschwindet!“ Hierbei hätten die Amateure, so Wieding weiter, „größere Verpflichtung und größere Möglichkeit rettend einzuspringen als die Fachphotographen“<sup>32</sup>. Während der professionelle Fotograf die bekannten Sehenswürdigkeiten ablichten müsse, um mit seinen Aufnahmen Geld zu verdienen, könne sich der Amateur unbelastet von geschäftlichen Interessen den unscheinbaren Dingen in der Landschaft widmen<sup>33</sup>. Besonders wichtig ist Wieding die künstlerische Qualität der Fotografien, weshalb für ihn „die gewöhnlichen Knipser“ von vornherein ausscheiden und nur die Bilder von Leuten in Betracht kommen, „die die Sache ernst nehmen“<sup>34</sup>. Die künstlerische Gestaltung ist für ihn unabdingbar, um „das spezifisch Heimatliche im Bilde auszudrücken“<sup>35</sup>. Wieding – und das macht seinen Vortrag auch aus heutiger Sicht noch beachtenswert – geht es nicht bloß darum, das genaue Abbild einer Sache festzuhalten, sondern auch darum, die „Stimmung, welche die alte Stätte umwebt“, wiederzugeben und damit auch den „Kontrast, den die jetzige Benutzung der Stätte zu dem bildet, was einst hier geschehen sein mag“<sup>36</sup>. Mit seiner Losung „Bilder sehen‘ kann man lernen“<sup>37</sup> entspricht Wieding ganz Lichtwarks Gedanken der künstlerischen Fotografie als Schule des Sehens.

Im Januar 1907 konnte schließlich mit der Bewilligung von 600 Mark durch die Kommission für Wissenschaft, Kunst und Denkmalpflege in Schleswig-Holstein im Thaulow-



Abb. 5: Kappeln, Heringszaun in der Schlei, 1931 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).

32 Ebd.

33 Ebd., S. 4.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 5.

36 Ebd., S. 6.

37 Ebd.

Museum eine zentrale „Sammelstelle von Lichtbildern“ eingerichtet werden. Sammlungsleiter in den ersten Jahren war Theodor Möller, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits mit seinen zahlreichen Lichtbildvorträgen den Ruf als „begnadeter Lichtbildner“ erarbeitet hatte<sup>38</sup>. Seit 1900 war Möller unermüdlich mit seiner Kamera quer durch Schleswig-Holstein gereist, um das „ungetrübte Bild der Heimat“, wie er es 1912 in seinem ersten Buch „Das Gesicht der Heimat“ formuliert, zumindest im Bilde zu erhalten, bevor der Wandel der modernen, industrialisierten Zeit die ländliche und dörfliche Welt mit ihrem „Reichtum (...) an ursprünglicher Schönheit“ weiter verändern oder gar zerstören würde<sup>39</sup>. In seiner Doppelrolle als Amateurfotograf und Heimatforscher war Möller geradezu prädestiniert für die Leitung der Sammelstelle von Lichtbildern im Thaulow-Museum, deren Aufgabe und Ziel er in der *Photographischen Rundschau* wie folgt umreißt:

*„In möglichst vollständigem, gut geordnetem Lichtbildmaterial soll die Sammelstelle der Zukunft eine Vorstellung der alten Kultur und der charakteristischen Landschaft unserer Heimat, soweit sie heute noch festzuhalten ist, vermitteln helfen. Amateure und Fachphotographen sollen zur Mitarbeit aufgefordert und die Unterstützung der Behörden soll erbeten werden. Fachzeitschriften, Zeitschriften für Heimatschutz und die Tagespresse sollen um Verbreitung der Idee gebeten werden“<sup>40</sup>.*

Ähnlich wie der Dresdner Aufruf machte auch die Kieler Sammelstelle genaue Vorgaben über die Herstellung und Aufmachung der Bilder: So waren nur Bilder im Format bis maximal 24 x 30 cm erwünscht, die auf festen Karton aufgezogen sein sollten. Hinsichtlich der Langfristigkeit der Archi-



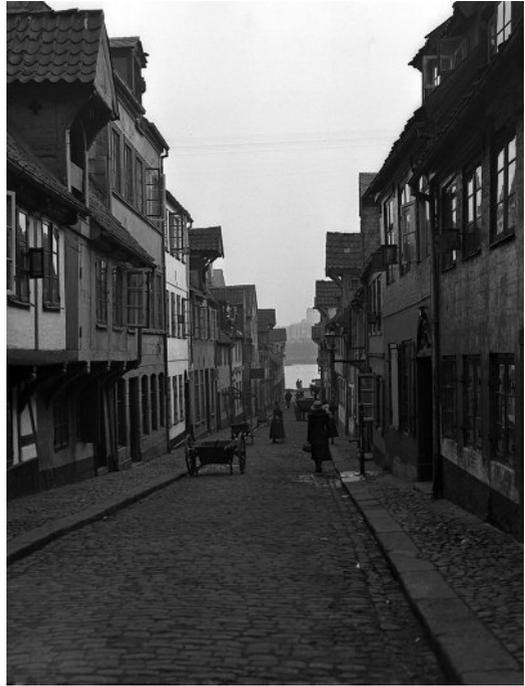
*Abb. 6: Maasholm, Fischerboot, 1911 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).*

38 Hans Radunz zit. nach Landesamt für Denkmalpflege, Schleswig-Holstein, wie Anm. 1, S. 11.

39 Theodor Möller: Das Gesicht der Heimat. Kiel 1912, S. 6.

40 Möller, Errichtung, wie Anm. 30, S. 78.

vierung des Materials wurden qualitätsvolle Kopien im Pigmentverfahren oder Platindruck erwartet sowie eine genaue Dokumentation der einzelnen Aufnahmen (Inhalt, Datum, Name des Fotografen). Die gesammelten Aufnahmen sollten in wechselnden Ausstellungen der Öffentlichkeit präsentiert werden<sup>41</sup>. Gemäß diesen Vorgaben entstand im Thaulow-Museum eine ansehnliche Fotosammlung, die glücklicherweise die Zerstörung des Museumsbaus im Zweiten Weltkrieg überlebte und 1947 nach Schloss Gottorf verlegt werden konnte, wo sie heute einen wichtigen Bereich der fotografischen Sammlung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte darstellt<sup>42</sup>.



*Abb. 7: Oluf-Samson-Gang, 1922 (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein).*

### Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das starke Interesse der Volkskunde an der Visualisierung ihrer Themen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die 1930er Jahre hinein zum Aufbau zahlreicher, zum Teil äußerst umfangreicher privater wie institutioneller Fotosammlungen führte. In öffentlichen Vorträgen und Vorlesungen bedienen sich viele Wissenschaftler und Heimatkundler vermehrt der Projektion von Bildern. Darüber hinaus erschien in dieser Zeit eine Großzahl illustrierter Publikationen. War die Frühphase der volkskundlich orientierten Fotografie vor allem vom Schaffen der Amateurfotografen geprägt, so gewannen Anfang der 1930er Jahre die Arbeiten von Berufs- und Autorenfotografen zunehmend an Bedeutung. Viele volkskundliche

<sup>41</sup> Vgl. ebd., S. 78-79.

<sup>42</sup> Vgl. Elisabeth Fuchs-Belhamri: Zwei Aspekte der Photographie um 1900. In: Heinz Spielmann (Hg.): 150 Jahre Photographie aus der Sammlung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums Schloss Gottorf, Schleswig. Neumünster 1989, S. 36-42.

Museen und Institute kauften vermehrt Bilder von Verlagen, Lichtbildstellen und professionellen Fotografen an, um ihre Fotosammlungen und Archive gezielt auszubauen<sup>43</sup>. Ästhetisch wie inhaltlich entwickelte sich die volkskundliche Bilderwelt in dieser Phase immer mehr von der vorwiegend agrarromantischen Idylle zur nationalsozialistischen Blut- und Boden-Propaganda. Die bildnerische Verschiedenheit der Arbeiten von Fotograf\_innen wie Erna Lendvai-Dircksen, Hans Retzlaff oder Richard Wolfram markiert dabei das Spektrum der Bildsprache der „völkischen Fotografie“<sup>44</sup>. Theodor Möllers fotografisches Werk ist in seiner Ästhetik, Methodik und Verwendung ein ebenso typisches wie herausragendes Beispiel für die frühe volkskundliche Fotopraxis, die von heimatkundlich interessierten Amateurfotografen geprägt ist, wie Möller selber einer war. In seiner Arbeit spiegeln sich sämtliche medientheoretischen wie anwendungsbezogenen Impulse aus den Fotodiskursen der Volkskunde und Heimatschutzbewegung seiner Zeit: eine ausdauernde Sammelleidenschaft, die Konzentration des Blicks auf das vergehende bzw. gerade noch vorhandene Alte, ein pädagogischer Anspruch zwischen Vermittlung und Mahnung und schließlich eine Bildsprache der malerischen, genrehaft entzeitlichten Idylle, die die Zeichen und Spuren des wirklichen Alltagslebens und der modernen Gegenwart virtuos ausblendet.

**Aktuelle Ausstellung: Theodor Möller (1873–1953).  
Schleswig-Holsteins Küsten in alten Photographien.  
Flensburger Schiffahrtsmuseum, 20. November 2013 bis 23. Februar 2014.**

43 Vgl. z. B. Wolfgang Hesse/Christian Schröter: Sammeln als Wissenschaft: Fotografie und Film im „Institut für deutsche Volkskunde Tübingen“ 1933–1945. In: Zeitschrift für Volkskunde, 81 (1985), S. 51–75; Irene Ziehe: „Dem Trachtenmuseum zu Berlin gewidmet ...“. Die Anfänge der Fotosammlung des Museums für Volkskunde Berlin. In: Fotogeschichte, 14, 52 (1994), S. 15–26.

44 Vgl. Ulrich Hägele: Visualisierung zwischen Folklore, völkischer Wissenschaft und ethnographischem Forschungsfeld. DFG-Projekt „Fachgeschichte der volkskundlichen Fotografie“ (I). In: Rundbrief Fotografie 8, 32 (2001), S. 30–37, hier S. 34. Vgl. außerdem Ulrich Hägele/Gudrun M. König (Hg.): Völkische Posen, volkskundliche Dokumente: Hans Retzlaffs Fotografien 1930 bis 1945. Marburg 1999.

## Berichte und Mitteilungen

### Die Kieler Schaubude: Eine Alternative im Abendprogramm

Peter Hinrichs

Die Schaubude ist im Bereich der alternativen Kulturangebote Kiels nicht mehr wegzudenken. Seit 2001 finden hier unter diesem Namen Veranstaltungen wie Konzerte, Disco-Abende und Poetry Slams statt.

*„Vor knapp 20 Jahren unter dem Namen „Tanzdiele“ gestartet, etablierte sich der Szene-Laden in der Legienstrasse schnell zur ersten Adresse der Landeshauptstadt, wenn es um qualitativ hochwertige Underground Events geht. [...] Ein anfänglich kleiner Kreis aus Fans und Freunden, der diese Alternative zu den vorherrschenden Kommerzveranstaltungen mehr als dankbar begrüßte, hat sich mittlerweile zu einer dichten Fanbase über die Grenzen Kiels hinaus entwickelt.“<sup>1</sup>*

Anstatt an dieser Stelle mit allzu vielen theoretischen Zugriffen über diese Konzertkneipe zu sprechen, möchte ich mittels meiner eigenen Erfahrungen ein Bild der Schaubude zeichnen. Sie ist einer von mehreren, meiner Meinung nach insgesamt immer noch zu wenigen, Veranstaltungsräumen in Kiel, welche Künstlern aus den Bereichen Rock ‘n’ Roll, Punk, Ska, Indie, Hardcore, Metal aber auch HipHop, Funk, Soul und Elektronik die Möglichkeit bietet aufzutreten<sup>2</sup>. In der Schaubude kehren sowohl international bekannte Vertreter dieser Genres ein, als auch die sogenannten Newcomer und lokalen Bands. Als Bandmitglied stand ich selbst einige Male auf ihrer Bühne, aber auch als Zuschauer habe ich dort mehrere Konzerte verfolgt.

Die Schaubude befindet sich im Erdgeschoss der Legienstraße 40 und besteht im Wesentlichen aus einem Raum. An den Wänden hängen Bilder vergangener Auftritte mit den Namen der jeweiligen Bands. Seitlich zum eigentlichen Konzertsaal befindet sich die Bar. Die Bühne kann eher als klein bezeichnet werden und ist vom Parkett nur durch einen geringen Höhenunterschied abgegrenzt. Künstler und Publikum stehen sich direkt gegenüber und begegnen sich nahezu auf Augenhöhe. Dies ist nicht nur in einem räumlichen Sinne zu verstehen, sondern bezieht sich auch auf die Atmosphäre der Konzerte, auf das soziale Miteinander der Personen vor und auf der Bühne. Die

<sup>1</sup> Vgl. <http://www.kieler-schaubude.de/index.php/ueber-die-schaubude.html>

<sup>2</sup> Die hier aufgezählten Genres decken nicht das gesamte Spektrum an Künstlern und Musikstilen in der Geschichte der Schaubude ab. Aus ihnen stammt jedoch der Hauptanteil an Bands und Musiker, wie ein Blick auf die „Bandhistory“ auf der Website der Schaubude zeigt. Vgl. <http://www.kieler-schaubude.de/index.php/ueber-die-schaubude.html>.

Schaubude ist eine dieser kleinen Konzertsäle, in denen sich das Verhältnis von Künstlern und Publikum aufhebt. Es gibt hier selbstverständlich keine Ordnungskräfte, die für eine Trennung sorgen würden. Die Schaubude unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht maßgeblich von staatlich geförderten Kultur- und Jugendzentren und deren Veranstaltungen. Der entscheidende Unterschied ist, dass sie von Andreas „Dicki“ Schulz privatwirtschaftlich betrieben wird. Sie zeigt, dass das Schaffen von alternativen kulturellen Angeboten sich auch im offenen Wettbewerb behaupten kann. Die Tatsache, dass hier Musikstile und Darbietungen ein Zuhause finden, welche nicht unbedingt den gängigen Formen gegenwärtiger, finanziell erfolgreicher Populärkultur entsprechen, ist besonders der Organisation von Herrn Schulz zu verdanken.



*Abb. 1: Einige Fotos von vergangenen Auftritten zieren die Wände (Foto: Peter Hinrichs, 2013).*

In einem Interview im Rahmen meiner laufenden Dissertation sprachen wir über kreative Prozesse in der Hardcore-, Metal- und Punkszene und unterhielten uns dabei auch darüber, wie die persönlichen Erfahrungen in und mit diesen Szenen die eigenen Sichtweisen und Einstellungen prägen können. Herr Schulz, der sich selbst eher als „alter Straßenpunk“ bezeichnen würde, betreibt die Schaubude nach seinen eigenen Vorstellungen.

*„Also das Ding ist halt schon, dass ich das mit der Schaubude halt auch so sehe, dass ich schon so einen leichten kulturellen Auftrag habe irgendwie und von daher halt auch sag so: Ich mach nicht nur Punk, sondern ich hab halt auch Bock, dass so ein bisschen Kultur stattfindet, also versuche ich auch hier und da mal ‘ne Lesung zu machen. Neulich hatte ich so ein paar Lyriker aus Berlin da – zehn Leute oder was, fünf davon waren die Eltern von denen irgendwie [...]. Oder Poetry Slams und Singer/Songwriter Slams oder so ‘nen Kram, was ich halt schon als Kultur betrachte und mich dann auch freu‘, ein Teil der kulturellen Vielfalt irgendwie in Kiel zu sein“.*

In der Schaubude findet der „Underground“ einen Platz zur Entfaltung. Inwiefern sich ein solcher „Underground“ definiert und tatsächlich in scharfer Abgrenzung zu seinem konstitutivem Außen steht, dem so gerne gescholtenen „Mainstream“, soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Ich verstehe „Underground“ vor allem als die weniger populäre Seite zeitgenössischer Kultur, welche sich nicht an den Maßstäben kommerzieller Verwertbarkeit orientieren muss, da an sie zunächst keine Erwartungen von Dritten geknüpft sind. So entsteht kein finanzieller Druck auf die Künstler, was zur Folge hat, dass auch Experimente erlaubt sind: Dissonante Klänge können hier abseits vorhersehbarer Tonfolgen einfach in den Raum geworfen und ausprobiert werden, ungeschulte Stimmen schreien ins Mikrofon – man wird sehen, was passiert. „Underground“ definiert sich nicht über Genres, sondern eben durch seine geringere Popularität und die damit verbundene Klientel. Veranstaltungen, die unter dieser Bezeichnung stattfinden, werden meist von Personen besucht, die Teil einer Szene sind<sup>3</sup>. Szene ist nicht gleichzusetzen mit Subkultur. In Anlehnung an die Definitionen von Hitzler/Niederbacher sind Szenen Formen sozialer Vergemeinschaftung, die prinzipiell jeder Person zugänglich sind, aber einen spezifischen kulturellen Inhalt haben<sup>4</sup>. Letzterer wird häufig als subkulturell verortet, also in einer gewissen Querlage zur basalen Kultur. 1947 beschrieb Milton M. Gordon Subkultur als ein Konzept, mit dem Untergliederungen von nationalen Kulturen bezeichnet werden können, die sich über die Kombination bestimmter sozialer Faktoren, wie Klasse oder ethnische Herkunft, zu einer Einheit formen<sup>5</sup>. Von dieser ersten Definition aus entwickelten sich weitere Ansätze. So schrieb Albert K. Cohen acht Jahre später, dass das Hervorbringen von Gruppenstandards mit einem geteilten Bezugsrahmen neue Subkulturen schaffe<sup>6</sup>. In einem erweiterten Verständnis wurde der Begriff schließlich auch auf die Teds, Mods und Punks in England angewandt, um deren Stil und Verhalten als kulturelle Erscheinung zu fassen<sup>7</sup>. Für ein einfacheres Verständnis des Verhältnisses von Szene und Subkultur in diesem Kontext schlage ich vor, Szene zunächst als die soziale Form zu betrachten und Subkultur als deren inhaltliche Ausrichtung.

---

3 Der Szenebegriff hat den Begriff der Subkultur im Fachdiskurs weitestgehend verdrängt. Das Konzept der Szene basiert aber letztlich auf den Überlegungen der Jugend- und Subkulturforschung der 1950er, 1960er und 1970er Jahre und integriert jenen Forschungsstand in seine Konzeption. Hierzu gibt es zahlreiche Literatur. Vgl. u.a. Gelder/Thornton (Hg.)1997; Bennet/Kahn-Harris (Hg.) 2004; Lucke (Hg.) 2006; Hitzler/Niederbacher 2010.

4 Vgl. Hitzler/Niederbacher 2010, S. 18.

5 Vgl. Gordon 1997, S. 40f.

6 Vgl. Cohen 1997, S. 51.

7 Vgl. Hebdige 1994.

Kreativen Ideen einen Freiraum zu bieten, ist nun sicherlich kein Alleinstellungsmerkmal der Schaubude, es sollte aber auch nicht als Selbstverständlichkeit gelten. Dies ist Vielen bewusst, wie die Rettung der Schaubude im Jahr 2011 gezeigt hat. Mit einer erfolgreichen Petition unterstützen Bürgerinnen und Bürger den Antrag, die Legienstraße 40 zu erhalten, nachdem zuvor ein Bauvorhaben der Volksbank für diese Adresse geplant war, welches das komplette Gebäude samt ansässiger Clubs durch einen sechsstöckigen Neubau ersetzen sollte<sup>8</sup>.

*„Das Kulturzentrum in der Legienstraße 40 ist vor der Abrissbirne gerettet. Gemeinsam mit Stadtverwaltung und einer Bürgerinitiative kämpfte der neue Eigentümer Helge Petersen um den Erhalt des historischen Gebäudes – gegen den Widerstand der Kieler Volksbank. Die alteingesessenen Szeneklubs bleiben erhalten und Helge Petersens Kanzlei freut sich über ein neues Zuhause mitten in einem der buntesten Viertel Kiels.“<sup>9</sup>*

Die Schaubude ist ein bekannter und anerkannter Treffpunkt für Anhänger des „Undergrounds“. Sie markiert mit so wichtigen Einrichtungen wie der Hansa 48 und der Alten Meierei einen soziokulturellen Raum für Subkulturen bzw. Szenen in Kiel. Für



Abb. 2: „The Fume“, Auftritt vom 30.11.2013 (Foto: Peter Hinrichs, 2013).

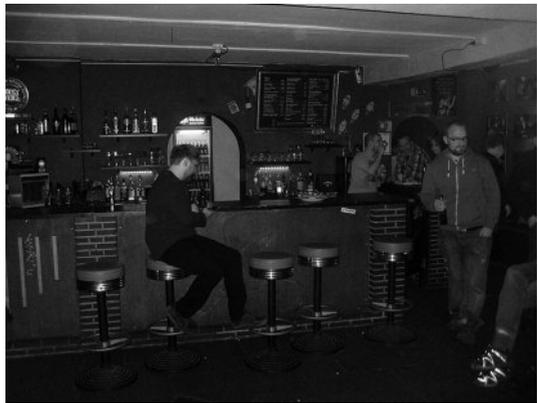


Abb. 3: Ein räumlicher Einblick in die Schaubude (Foto: Peter Hinrichs, 2013).

<sup>8</sup> Vgl. <http://www.taz.de/!63380/> (Stand: 29.10.2013)

<sup>9</sup> Vgl. <http://www.kanzlei-helge-petersen.de/blogs/14/Kulturzentrum+Legienstra%C3%9Fe+40+gerettet#.Um-5VrQlmmx> (Stand: 29.10.2013)

die kulturelle Landschaft sind solche Einrichtungen positiv zu bewerten, denn sie schaffen nicht nur Unterhaltung, sondern auch Raum für kreative Entfaltung und die Artikulation gesellschaftlicher Themen. So haben in der Schaubude viele Bands aus Kiel und Umgebung ihre ersten Konzerte gespielt oder mit Record Release Parties auf ihre ersten Alben aufmerksam gemacht. Ebenso können hier auf Poetry Slams und gelegentlichen Lesungen Gedanken ausgetauscht und angeregt werden. Die Schaubude gibt verschiedenen Szenen ein Zuhause und hat sich gerade auch durch die Wahl der auftretenden Künstler einen Namen gemacht. Mit einem vielfältigen Programm werden unterschiedliche Interessen abgedeckt, sodass die Schaubude eben kein Ort für nur eine spezifische Szene ist.

*„Also ich hör' halt alles mittlerweile. Keine Lust mehr, mich zu beschränken. Das bestätigt dann ja auch [...], dass für mich halt meine Szene die Subkultur ist irgendwie und die ist halt ziemlich weitreichend so. Vom Punk da reingerutscht und so machst du dir ja immer mehr Gedanken.“*

Das Selbstverständnis von Herrn Schulz' Arbeit ist eng verknüpft mit seiner Einstellung zu Subkulturen. Wirft man einen Blick auf die Website der Kieler Schaubude und stöbert man hier durch das Programm, so findet man mit den verschiedenen Veranstaltungen auch die konkrete Umsetzung der Sichtweise von Herrn Schulz. Auf die Frage, wo er beim Veranstalten für sich die Freiheiten sieht, sagte er mir: „Ja das ist halt für mich irgendwie die Freiheit zu sagen: So, finanziell scheiße, aber ich mach' die trotzdem, weil ich da Bock drauf hab so, weil das so ein Liebhaberding ist, das ist meine Freiheit irgendwie“. Einen Spielraum beim Veranstalten zu haben, ermöglicht es auch, die Auftritte von weniger bekannten Bands und Künstlern zu riskieren. Die Schaubude wird mit dieser Einstellung für Herrn Schulz sicher nicht zu einer Goldgrube, dafür aber kann er sich durchaus als Förderer der Kieler Subkultur betrachten. So ist der Erfolg der Petition zur Erhaltung der Legienstraße 40 auch als Solidaritätsbekundung all derer aufzufassen, die die Schaubude wegen dieser Geschäftsführung schätzen und/oder ihr auch den einen oder anderen



Abb. 4: Der Pächter der Schaubude Andreas „Dicki“ Schulz (Foto: privat, 2013).

Auftritt verdanken. Innerhalb von 48 Stunden, so Schulz, wurden fast 3000 Unterschriften gesammelt, nachdem die Petition publik wurde. Eine Resonanz, die zeigt, dass die Schaubude ein wichtiger Bezugspunkt für viele Menschen ist.

Dieser Artikel soll kein akademisches Gesellenstück sein, sondern darf gern als Plädoyer für die Schaffung und Unterstützung alternativer Angebote im kulturellen Sektor der Stadt Kiel angesehen werden. Es ist bedauernswert mitanzusehen, wie gerade kleine Läden wie die Schaubude oder auch autonome Kulturzentren wie die Alte Meierei immer wieder von Planierraupen bedroht werden, um vermeintlichen Aufwertungsstrategien durch Neubauten Platz zu machen. Daher kann der Rat zum Abschluss dieses Textes nur sein: Besuchen Sie doch mal die Kieler Schaubude oder das nächstgelegene Kulturzentrum ihres Vertrauens.

### **Literatur**

Bennett, Andy/Keith Kahn-Harris (Hg.) (2004)

After Subculture. Critical Studies in Contemporary Youth Culture. Basingstoke u.a.

Cohen, Albert K. (1997)

A General Theory of Subcultures. In: Ken Gelder/Sarah Thornton (Hg.): The Subcultures Reader. London, S. 44-54.

Gelder, Ken/Sarah Thornton (Hg.) (1997)

The Subcultures Reader. London.

Gordon, Milton (1997)

The concept of sub-culture and its application. In: Ken Gelder/Sarah Thornton (Hg.), The Subcultures Reader. London, S. 40-43.

Hebdige, Dick (1994)

Subculture: The Meaning of Style. London u.a. (Erstauflage London 1979).

Hitzler, Ronald/Arne Niederbacher (2010)

Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden.

Lucke, Doris (Hg.) (2006)

Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten. Münster.

---

**Bericht zur Mitgliederversammlung  
der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig Holstein e. V.  
am 8. Juni 2013 im Freilichtmuseum Molfsee – Landesmuseum für Volkskunde**

*Nina Jebesen / Thomas Overdick*

Fünfzehn Mitglieder trafen sich am 8. Juni 2012 zur Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig Holstein e. V. im Freilichtmuseum Molfsee – Landesmuseum für Volkskunde. Bevor die Sitzung begann, begrüßte der neue Leiter des Freilichtmuseums, Dr. Wolfgang Rüter, die Teilnehmenden. Bei dem anschließenden Rundgang durch das Museum erläuterte Herr Rüter seine Pläne zur stärkeren Integration kulturlandschaftlicher Aspekte in die Vermittlungsarbeit. Dabei stellte er exemplarisch verschiedene historische Landschaftselemente wie Wald- und Sumpfbereiche und Knicks vor, die bis heute das Museumsgelände prägen und mit seiner Umgebung verbinden. Das Potential ökologischer Fragestellungen stieß bei allen Beteiligten auf reges Interesse. Abschließend erläuterte er Eckpunkte zur Integration des Freilichtmuseums in die Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf und die damit einhergehende Fusion der Sammlung des Volkskundemuseums auf dem Hesterberg mit dem Freilichtmuseum. Der neue Status als Landesmuseum für Volkskunde eröffnet dabei wichtige Perspektiven, die hoffentlich auch bald in Form eines zentralen Magazinegebäudes und eines modernen Ausstellungsgebäudes ihre notwendige Infrastruktur finden.

Nach einer kleinen Stärkung mit Kaffee und Kuchen begrüßte der 1. Vorsitzende Thomas Overdick schließlich im Gebäude der Meierei aus Voldewraa die Anwesenden zur Mitgliederversammlung und stellte die satzungsgemäße und fristgerechte Einberufung sowie die Beschlussfähigkeit der Mitgliederversammlung fest. Nachdem es keine Ergänzungen und Berichtigungen zum Protokoll der letzten Mitgliederversammlung gab, berichtete Thomas Overdick über die Arbeit des Vorstandes für das Jahr 2012/2013. Seit der letzten Mitgliederversammlung am 9. Juni 2012 im Museum Sønderjylland - Sønderborg Slot haben Vorstand und Beirat gemeinsam zwei Mal getagt (4.10.2012 und 28.2.2013). Die Herbstexkursion am 13. Oktober 2012 ins Schifffahrtsmuseum Husum hatte 8 Teilnehmer\_innen und eine interessante Führung. Die aktuelle Mitgliederzahl der GVSH beläuft sich zurzeit auf 145 Mitglieder. Die Zahl hat sich durch das Anschreiben von Claudia Ohlsen, der Kassenwartin, an alle Mitglieder wegen der Umstellung des Lastschriftverfahrens reduziert, da daraufhin einige Mitglieder ausgetreten sind. Weiterhin wurden Pflichtexemplare der TOP an die Univer-

sitätsbibliothek Kiel, die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, das Landesarchiv Schleswig-Holstein und an die Deutsche Bibliothek versendet.

In der TOP-Redaktion kündigt sich indes eine einschneidende Veränderung an: Aus beruflichen Gründen kann Nils Hansen die Redaktion der TOP nicht mehr fortführen, sodass der Vorstand und Beirat nun eine\_n Nachfolger\_in suchen. Thomas Overdick dankte Nils Hansen im Namen der GVSH herzlich für seine unermüdliche Redaktionsarbeit.

Nach dem Bericht der Kassenführung und Kassenprüfung wurden Vorstand und Kassenwartin bei Enthaltung des Vorstands einstimmig entlastet. Turnusgemäß stand die Wahl für den zweiten Vorsitz der GVSH an. Der bisherige zweite Vorsitzende Guntram Turkowski stellte sich erneut zur Wahl, wurde einstimmig mit einer Enthaltung wiedergewählt und nahm die Wahl an. Auch Nina Jebesen wurde als Geschäftsführerin einstimmig mit einer Enthaltung wiedergewählt. Der Beirat der GVSH – bestehend aus Renko Buß, Ute Hinrichsen, Stefanie Janssen, Katja Nawroth, Astrid Paulsen, Sandra Scherreiks, Julia Schramm und Melanie Zühlke – wurde en bloc einstimmig wiedergewählt – bei Enthaltung der anwesenden Beiratsmitglieder. Alle nicht anwesenden Beiratsmitglieder hatten im Vorfeld der Sitzung ihre Bereitschaft zur Wiederwahl signalisiert. Alle Beiratsmitglieder nahmen die Wahl an. Zu guter Letzt stand die Wahl der zweiten Kassenprüfer\_in an, da die bisherige zweite Kassenprüferin Maj-Britt Jönsson aus familiären Gründen nicht für eine weitere Amtszeit zur Verfügung stand. Daniela Große-Heckmann hatte sich im Vorfeld bereit erklärt, das Amt zu übernehmen. Sie wurde einstimmig in Abwesenheit gewählt.

Nach den Wahlen gab es einen Ausblick auf geplante Aktivitäten. Am Sonnabend, 26. Oktober 2013, wird die Herbstexkursion auf den Museumsberg Flensburg und ins Flensburger Schifffahrtsmuseum führen. Vorschläge für weitere Aktivitäten sind eine Exkursion zum Heimatmuseum Brunsbüttel, verbunden mit dem Kennenlernen des Projekts „Maritime Landschaft Unterelbe“, sowie der Besuch des Computermuseums an der Fachhochschule Kiel und ein Ausflug zum Schifffahrts- und Schiffbaumuseum in Rostock.

Neben den Exkursionen plant der Vorstand zurzeit einen Relaunch der Homepage der GVSH. In diesem Zusammenhang wird auch überlegt, die TOP-Artikel online zu stellen, um den Leserkreis weiter zu vergrößern.

## Die Archivgemeinschaft Schwarzenbek

*Anke Mührenberg*

Die Archivgemeinschaft Schwarzenbek im Kreis Herzogtum Lauenburg ist eine der ältesten Zusammenschlüsse von kommunalen Archiven in Deutschland und hat damit auch eine Vorbildfunktion für die Gründung weiterer, heute bestehender Archivgemeinschaften inne. Im Folgenden sollen kurz ihre Geschichte sowie ihre Aufgaben vorgestellt werden.

### Geschichte der Archivgemeinschaft Schwarzenbek

Am 1. Mai 1983 wurde der amerikanische Historiker Dr. William Boehart im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) mit der Aufgabe betraut, in der Verwaltung der Stadt Schwarzenbek ein Archiv einzurichten. Zu dieser Zeit befanden sich die Archivalien, so sie denn noch vorhanden waren, über mehrere Räume in verschiedenen Gebäuden der Stadtverwaltung verstreut. Eine Verzeichnung des vorhandenen Archivguts aus der Zeit vor 1950 war noch nicht vorhanden, für die Akten der Registratur danach gab es Aktenpläne. Die einzelnen Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter der Schwarzenbeker Stadtverwaltung verwalteten ihre Altakten selbst, was jedoch durch diverse Umzüge und Personalwechsel oftmals in einer gewissen Unordnung endete, über die kaum jemand einen vollständigen Überblick hatte. Zudem wurden bis zur Einstellung des oben genannten Archivars lediglich juristische Aufbewahrungsfristen eingehalten, jedoch vieles nach Ablauf dieser Frist entsorgt, ohne dass auf einen Wert für die Stadtgeschichte geachtet wurde. Zahlreiche für die Geschichte der Stadt Schwarzenbek bedeutsame Unterlagen gingen so verloren<sup>1</sup>.

Bereits in den 1950er Jahren war daher die Einrichtung eines Archivs für Schwarzenbek diskutiert worden, gerade im Hinblick auf die Verleihung der Stadtrechte, die Schwarzenbek 1953 erhielt, doch zunächst wurde anscheinend aus Kostengründen davon Abstand genommen. Dass das Fehlen eines Archivs gleichbedeutend mit der Geschichtslosigkeit der Verwaltung war, wurde damals noch nicht als selbstverständlich gesehen.

Anlass für die erneuten Überlegungen in den 1980er Jahren und die damit verbundene Anstellung eines Archivars war der Umzug der Stadtverwaltung in das neu erbaute Rathaus am Ritter-Wulf-Platz im Jahr 1983. Dies nahm die Stadt zum Anlass, ein Archiv aufzubauen.

---

<sup>1</sup> Vgl. William Boehart: Nachwort über die Einrichtung eines kommunalen Archivs. In: Findbuch der Bestände I bis V des Stadtarchivs Schwarzenbek. Aachen 1984, S. 95f.

Hier wurden zunächst die Altbestände geordnet, verpackt und verzeichnet. Danach wurde die Altregistratur bearbeitet und ins Archiv überführt. Im April 1984 wurde das Stadtarchiv Schwarzenbek eingeweiht und erhielt gleichzeitig auch einen Magazinraum im neuen Rathaus. In ihm waren nun die Akten verpackt und sachgerecht untergebracht, zudem erschien das erste Findbuch für das Archiv<sup>2</sup>.

Schwarzenbek als Stadt mit damals ca. 12.000 Einwohnern war jedoch finanziell nicht in der Lage, auf Dauer einen Archivar für die im Archiv anfallenden Arbeiten einzustellen. Deswegen wurde in Gesprächen mit anderen benachbarten Städten, die in einer ähnlichen Situation waren, eine andere Lösung gesucht, die am 7. Januar 1985 in der Bildung der Archivgemeinschaft Schwarzenbek mündete. Neben Schwarzenbek schlossen sich dieser die Städte Lauenburg/Elbe und Geesthacht sowie die Gemeinde Wentorf bei Hamburg und das Amt Büchen an<sup>3</sup>. In der Präambel des Vertrages wurde Folgendes festgelegt:

*„Zur Sicherung ihrer schriftlichen Überlieferung werden die Vertragsschließenden ein eigenes Archiv einrichten, in dem ihr Archivgut sachgerecht verwahrt wird und durch Übernahme archivwürdigen Schriftguts aus den Verwaltungsregistraturen und durch Sammlungen geregelten Zuwachs erhält“<sup>4</sup>.*

In der Folge wurden die Archive nach und nach aufgebaut und eingeweiht: 1984 das Stadtarchiv Schwarzenbek, 1985 das Stadtarchiv Geesthacht, 1986 das Gemeindearchiv Wentorf sowie das Amtsarchiv Büchen und 1987 das Stadtarchiv Lauenburg/Elbe.

Grundlage der Vereinbarung der Archivgemeinschaft war neben der Errichtung der Archive die Schaffung einer Archivarsstelle, die bis heute anteilig finanziert wird und im Stellenplan der Stadt Schwarzenbek verankert ist. Die Archivarin/der Archivar ist für die Archivierung und die archivischen Aufgaben in allen genannten Gemeinden verantwortlich und nutzt seine/ihre Arbeitszeit anteilig. Jedes Jahr wird nach Maßgabe der anfallenden Aufgaben entschieden, wie viel Zeit für welches Archiv genutzt wird. In genauen Arbeitsaufzeichnungen wird dies anschließend dokumentiert und bei einer jährlichen Konferenz zusammen mit den vorangegangenen und zukünftigen Projekten/Arbeitsergebnissen den Bürgermeistern bzw. Amtsvorstehern sowie der Presse vorgestellt.

Die Gründung der Archivgemeinschaft geschah noch weit vor der Verabschiedung des Landesarchivgesetzes Schleswig-Holstein, das erst im Jahr 1992 erlassen wurde.

---

2 William Boehart: Findbuch der Bestände I bis V des Stadtarchivs Schwarzenbek. Aachen 1984.

3 Vertrag über die Bildung der Archivgemeinschaft, siehe unter <http://archivgemeinschaft.de/> (31. Oktober 2013).

4 Ebda.

So war die Archivgemeinschaft Schwarzenbek bei ihrer Gründung eine einmalige Einrichtung in Schleswig-Holstein. Inzwischen gibt es zahlreiche Kooperationsmodelle im kommunalen Archivbereich, die in dem 1992 erlassenen Landesarchivgesetz Schleswig-Holsteins verankert sind. Die Archivgemeinschaft Schwarzenbek war zudem Vorbild für den § 15 des Landesarchivgesetzes, der besagt, dass die Kreise, Gemeinden, Ämter und Zweckverbände die Archivierung und Nutzbarmachung der entstandenen Unterlagen in eigener Regie errichten und unterhalten, Gemeinschaftsarchive schaffen oder ihre Unterlagen dem Landesarchiv anbieten.

Grundlage für die Archivgemeinschaft Schwarzenbek waren die in den vorangegangenen Gesprächen gefassten folgenden Beschlüsse, die heute noch Bestand haben:

1. *Archivarbeit muß kontinuierlich geleistet werden; es geht nicht um eine einmalige Maßnahme, sondern um die ständige sachgerechte Verwaltung der Archivalien.*
2. *Um die Kostenseite für die Finanzkraft kleinerer oder mittlerer Gemeinden und Städte angemessen zu gestalten, wird eine Fachkraft von mehreren kommunalen Trägern gemeinsam finanziert.*
3. *Die Zusammenarbeit geschieht über einen freiwilligen Zusammenschluß in kommunaler Selbstbestimmung.*
4. *Die Vertragsparteien können selbständig über die Arbeiten in ihren eigenen Archiven vor Ort entscheiden.*
5. *Die Umlage wird nur für tatsächlich geleistete Arbeiten erhoben. Dem Stadtarchivar wird aufgegeben, Arbeitsaufzeichnungen zu führen, die Abrechnungsgrundlage für die Beteiligten sind“<sup>5</sup>.*

Bis auf das Amt Büchen sind alle aufgeführten Orte heute noch Mitglied der Archivgemeinschaft. Büchen schied 1994 aus, dafür trat das Amt Hohe Elbegeist in die Archivgemeinschaft ein. Die Stadt Geesthacht lässt ihre Mitgliedschaft seit Ende 2012 ruhen. Hier hat der Leiter des Museums Krügersches Haus, Wolf-Rüdiger Busch, zunächst bis 2017 die Stelle des Stadtarchivars mit übernommen, Gründe sind Kosteneinsparungen.

In allen an der Archivgemeinschaft angeschlossenen Orten gab es vor der Gründung der Archivgemeinschaft eine ähnliche Situation wie in Schwarzenbek: So waren in Lauenburg die Altakten auf einem Dachboden des Verwaltungsgebäudes, also des Schlosses, gelagert bzw. ebenfalls nicht sachgerecht im Museum untergebracht. Das

---

<sup>5</sup> William Boehart: Überblick über die Bestände der Archive der Archivgemeinschaft der Städte Schwarzenbek, Geesthacht und Lauenburg/Elbe sowie der Gemeinde Wentorf bei Hamburg und des Amtes Büchen. Sonderdruck aus der Lauenburgischen Heimat, 20 (1988), S. 4.

Schriftgut umfasste die Zeit vom 15. Jahrhundert bis in die 1950er Jahre hinein. Die Unterlagen im Museum waren aus der Zeit vor 1870, die im Verwaltungsgebäude nach 1870. Viele Schäden waren durch Witterungseinflüsse und auch unsachgemäße Behandlung entstanden, oftmals befand sich Metall in den Papieren bzw. Klebungen waren schnell mit Tesafilm oder ähnlichen Selbstklebebändern vorgenommen worden, was bis heute verheerende Folgen für die Archivalien hat. Nachdem Lauenburg Teil der Archivgemeinschaft geworden war, wurden auch dort erste Sortierungsarbeiten durch eine ABM-Kraft vorgenommen und ein erstes Findbuch erstellt. In diesem wurden der Bestand I sowie der Bestand III und IV dokumentiert<sup>6</sup>. In allen Orten konnten die ersten Archivarbeiten durch ABM-Maßnahmen mit arbeitslosen Geschichtslehrern unter der Leitung von Dr. William Boehart durchgeführt werden.

Ebenfalls von Beginn an Mitglied der Archivgemeinschaft Schwarzenbek war die Gemeinde Wentorf bei Hamburg. Bereits im August 1984 war dort eine ABM-Maßnahme zum Aufbau eines Gemeindearchivs eingerichtet worden, 1985 erfolgte dann der Beitritt zur Archivgemeinschaft. Auch in Wentorf lagerte die Registratur bis 1984 in verschiedenen Räumen der Gemeindeverwaltung. Dadurch und durch eine fehlende Ordnung war keine Zugänglichkeit und Auffindbarkeit der Dokumente gewährleistet. Zudem war durch die fehlerhafte und unsachgemäße Magazinierung das Archivgut massiv geschädigt. Der Aktenbestand in Wentorf setzt 1874, also einige Zeit nach Einführung der kommunalen Selbstverwaltung, ein<sup>7</sup>.

Das Amt Hohe Elbgeest ist wie erwähnt das jüngste Mitglied der Archivgemeinschaft. Es ging aus dem 1948 gebildeten Amt

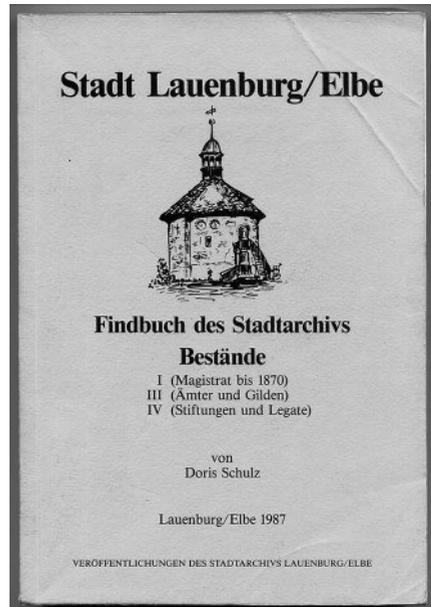


Abb. 1: Titelseite des ersten Findbuchs für das Stadtarchiv Lauenburg (Foto 1987).

<sup>6</sup> Doris Schulz: Findbuch des Stadtarchivs Lauenburg/Elbe, Bestände I, III und IV. Lauenburg/Elbe 1987.

<sup>7</sup> Anette Leheldt: Findbuch der Bestände I bis IV des Gemeindearchivs Wentorf bei Hamburg. Wentorf bei Hamburg 1986.

Geesthacht-Land hervor, das die lauenburgischen Gemeinden Börnsen, Dassendorf, Escheburg, Hamwarde, Hohenhorn, Kröppelshagen-Fahrendorf, Wiershop und Worth umfasste. 1994 zog das eigentlich in Geesthacht ansässige Amt aus Platzgründen in ein neu erbautes Gebäude nach Dassendorf um, was auch gleichzeitige eine Namensänderung mit sich führte: Das Amt Hohe Elbgeest entstand. 2008 wurden noch die Gemeinden Aumühle und Wohltorf sowie der Forstgutsbezirk Sachenwald eingemietet, sodass das Amt mittlerweile zehn Gemeinden mit 18.830 Einwohnern umfasst. Für alle Orte sind im Amtsarchiv eigene Bestände angelegt sowie ein allgemeiner abgeschlossener Bestand für das Amt Geesthacht-Land, der als neuer Bestand Amt Hohe Elbgeest fortgeführt wird. Lediglich Aumühle besitzt noch sein eigenes Archiv vor Ort im so genannten Bismarckturm.

So haben wir heute folgende Situationen in den der Archivgemeinschaft Schwarzenbek angeschlossenen Orten:

Stadtarchiv Schwarzenbek:

- ca. 250 lfm. Aktenüberlieferung der Stadt- bzw. Gemeindeverwaltung Schwarzenbek sowie der Vorgängerbehörde des Amtes Schwarzenbek von Beginn des 17. Jahrhunderts an, stadtgeschichtliche Sammlungsbestände, Fotos, Karten und Pläne, Schwarzenbeker Nachrichten (1894-1940), Lokalseiten der Schwarzenbeker Zeitung bzw. der Lauenburgischen Landeszeitung (1957-1973, ab 1986), Personenstandsunterlagen, Handbibliothek

- Benutzung nach Vereinbarung

Stadtarchiv Lauenburg:

- ca. 200 lfm. Aktenüberlieferung der Stadtverwaltung seit der Frühen Neuzeit, dazu stadtgeschichtliche Sammlungsbestände, Fotos, Karten und Pläne, einzelne Jahrgänge der Lauenburgischen Landeszeitung, Personenstandsunterlagen, Handbibliothek

- Benutzerraum mit sechs Arbeitsplätzen

- Öffnungszeiten montags von 14 bis 17 Uhr

Gemeindearchiv Wentorf bei Hamburg:

- ca. 150 lfm. Aktenüberlieferung der Gemeinde seit 1881, Unterlagen des Standesamtes (1891-1950), Sondersammlungen, Karten und Pläne, Unterlagen zur Volksschule (1874-1960), zeitgeschichtliche Sammlungen, Handbibliothek

- Benutzung nach Vereinbarung

Amtsarchiv Hohe Elbgeest:

- ca. 150 lfm. Aktenüberlieferung des Amtes Geesthacht-Land (ab 1994 Amt Hohe Elbgeest) seit 1948, Überlieferung der einzelnen amtsangehörigen Orte seit Ende des

19. Jahrhunderts, zeitgeschichtliche Sammlungen, Dorfzeitungen/-blätter, Fotos, Karten und Pläne, Personenstandsunterlagen der Standesämter Aumühle-Friedrichsruh (später Aumühle-Wohlthof), Hamwarde, Hohenhorn und Geesthacht-Land

- Benutzung nach Vereinbarung

### **Aufgaben der Archivgemeinschaft Schwarzenbek**

Die Aufgaben aller der Archivgemeinschaft Schwarzenbek angeschlossenen Archive sind selbstverständlich in erster Linie die Übernahme des Schriftguts der einzelnen Verwaltungen, die Bewertung, Kassation und Verzeichnung. Daneben nimmt aber auch der Aufbau von Sammlungen, seien es Fotos, Plakate, Zeichnungen, Zeitungen oder Unterlagen aus Privatbesitz, einen großen Anteil ein. Auch diese müssen ebenfalls erschlossen und verzeichnet werden. Diese ausgewerteten Unterlagen sollen dann der Verwaltung, aber auch der interessierten Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden. Zugänglich sind alle Archive nach vorheriger Anmeldung, lediglich im Stadtarchiv Lauenburg ist eine feste Sprechstunde montags von 14 bis 17 Uhr eingerichtet. Dies liegt daran, dass Lauenburg den ältesten Bestand hat und zurzeit auch die besten Voraussetzungen in Bezug auf die Räumlichkeiten. Es ist das einzige der Archive, das über ein eigenes Gebäude mit drei Magazin- und einem Benutzerraum verfügt.

Besetzt sind die Archive seit diesem Jahr (2013) in der Regel einmal in der Woche, den Beginn macht Lauenburg am Montag, am Dienstag folgt dann Wentorf bei Hamburg, mittwochs Schwarzenbek, donnerstags das Amt Hohe Elbgeest und der Freitag wird je nach Bedarf genutzt. So ist gewährleistet, dass sowohl den einzelnen Verwaltungen als auch den Benutzern ein fester Tag als Ansprechtag zur Verfügung steht.

Denn gerade durch die Übernahme der Personenstandsunterlagen von den Standesämtern im Jahre 2009 hat sich der Aufwand



*Abb. 2: Blick in den Benutzerraum des Stadtarchivs Lauenburg (Foto 2013).*

der Archive im Hinblick auf die Familienforscher nochmals erhöht, dies ist auch bei der Archivgemeinschaft Schwarzenbek so. Bis auf die Gemeinde Wentorf bei Hamburg, die ein Standesamt im Verbund mit dem benachbarten Reinbek führt, sind in allen Archiven Personenstandsunterlagen vorhanden. Für das Amt Hohe Elbgeest sind dies die Unterlagen aus den ehemaligen Standesamtsbezirken Aumühle-Friedrichsruh (später Aumühle-Wohltorf), Hamwarde, Hohenhorn und Geesthacht-Land. Die Anfragen dazu sind zahlreich und stammen nicht nur aus Deutschland, sondern zum Beispiel auch aus den USA, Großbritannien, den Niederlanden, Dänemark oder Frankreich.

Neben diesen „normalen“ Aufgaben ist die Archivgemeinschaft regelmäßig in der Öffentlichkeit präsent durch verschiedene Veranstaltungen und Publikationen. Die Veranstaltungen werden oft in Zusammenarbeit mit den Bezirksgruppen des Lauenburgischen Heimatbundes in Lauenburg, Schwarzenbek bzw. Geesthacht (für das Amt Hohe Elbgeest) oder mit dem Bürgerverein Wentorf durchgeführt. Dazu zählen Vorträge, aber auch regelmäßig Ausstellungen, wie zum Beispiel mit dem Wentorfer Bürgerverein während der Wentorfer Kulturwoche. Kooperiert wird außerdem mit den Büchereien, Volkshochschulen und Museen. Daneben gibt es aber auch Projektarbeiten mit Schülern, zum Beispiel in Zusammenhang mit dem Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten „Jugendliche forschen vor Ort“ der Körber-Stiftung oder bei Projektwochen und Abschlussarbeiten.

Neben diesen „normalen“ Aufgaben ist die Archivgemeinschaft regelmäßig in der Öffentlichkeit präsent durch verschiedene Veranstaltungen und Publikationen. Die Veranstaltungen werden oft in Zusammenarbeit mit den Bezirksgruppen des Lauenburgischen Heimatbundes in Lauenburg, Schwarzenbek bzw. Geesthacht (für das Amt Hohe Elbgeest) oder mit dem Bürgerverein Wentorf durchgeführt. Dazu zählen Vorträge, aber auch regelmäßig Ausstellungen, wie zum Beispiel mit dem Wentorfer Bürgerverein während der Wentorfer Kulturwoche. Kooperiert wird außerdem mit den Büchereien, Volkshochschulen und Museen. Daneben gibt es aber auch Projektarbeiten mit Schülern, zum Beispiel in Zusammenhang mit dem Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten „Jugendliche forschen vor Ort“ der Körber-Stiftung oder bei Projektwochen und Abschlussarbeiten.

Die Archivgemeinschaft ist außerdem die erste Einrichtung im Kreisgebiet, die sich unter der Leitung von Dr. William Boehart wissenschaftlich und konsequent der Erforschung der NS-Zeit und der Nachkriegsgeschichte gewidmet hat.



Abb. 3: Blick in einen Magazinraum des Stadtarchivs Lauenburg (Foto 2013).

## Neue Wege in der Archivgemeinschaft

Mit der Übergabe der Archivgemeinschaft von Dr. William Boehart, der diese 29 Jahre leitete, an die Verfasserin im November 2012 werden sich in der nächsten Zeit zwangsläufig auch die Schwerpunkte ändern. Lagen diese in der Vergangenheit in einer sehr archivpädagogisch ausgerichteten Richtung, müssen sie sich jetzt auf die Bereiche Digitale Aktenübernahme, Retrokonversion, Langzeitarchivierung und Bestandserhaltung konzentrieren.

Das bedeutet zunächst, die Erschließung der Archivalien auf den neuesten Stand zu bringen und in ein Archivierungsprogramm zu überführen. Ziel ist dabei, die Daten dann auch in das Internet zu stellen. Bereits seit 2007 war das Archivierungsprogramm AUGIAS Express für die Archivgemeinschaft angeschafft, das nun durch den Erwerb mehrerer Nebenlizenzen in allen angeschlossenen Archiven nutzbar ist. Die Findbücher, Karteikarten und Word-Dokumente werden nach und nach in diese Software überführt, was zunächst natürlich erhöhten Arbeitsaufwand bedeutet, aber letztendlich zur Arbeiterleichterung führt. Neuzugänge werden sofort in das Archivierungsprogramm eingegeben.

Zudem muss die Langzeitarchivierung geplant und vorbereitet werden, dies betrifft nicht nur die Fotobestände, die zurzeit digitalisiert werden, sondern auch die Karten- und Planbestände sowie diverse Sammlungsbestände.

Relevanter Handlungsbedarf steht auch noch unter den Stichworten „Digitale Aktenübernahme“ oder „Papierloses Büro“ an. In den meisten Orten der Archivgemeinschaft ist noch kein Dokumenten-Management-System in den jeweiligen Verwaltungen vorhanden, sodass mit verschiedenen Programmen unterschiedliche Daten gespeichert werden. Wie diese Daten dann zukünftig ins Archiv übernommen werden sollen, ist meistens fraglich bzw. bislang gar nicht vorgesehen. Hier liegt noch ein weiter Weg vor der Archivarin in der Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen der Verwaltungsleitungen, aber auch der jeweiligen IT-Abteilungen usw.

Auch der Aufbau neuer Sammlungen, wie zum Beispiel Plakatsammlungen, Zeitungsausschnittsammlungen und Firmennachlässe, muss in Angriff genommen werden.

Trotzdem werden daneben auch weiterhin Vorträge, Ausstellungen und andere Veranstaltungen durchgeführt, so soll im nächsten Jahr an das Jubiläum „100 Jahre Ausbruch Erster Weltkrieg“ in den Orten mit einer Wanderausstellung gedacht werden. Zudem feiert das Stadtarchiv Schwarzenbek im Jahr 2014 sein 30jähriges Bestehen.

---

## **„Schöne Grüße aus Singapur: Seefahrt und Familie“.** **Eine Wanderausstellung von 2013 bis 2015 für Kinder und Jugendliche**

*Katja Stark*

Die Kommunikation auf See hat sich durch die Entwicklung moderner satellitenbasierter Informations- und Kommunikationstechnologien in den letzten Jahrzehnten nachdrücklich verändert. Dies hat nicht nur die Seefahrt revolutioniert, sondern nahm auch Einfluss auf das Privatleben der einzelnen Seeleute. Die Hands-On Kinderausstellung „Schöne Grüße aus Singapur: Seefahrt und Familie“ zeigt, wie Familien aus der Handelsschiffahrt in den vergangenen sechs Jahrzehnten miteinander in Verbindung blieben und Erlebtes teilen konnten. An Stationen zum Schauen, Lesen, kreativem Arbeiten, Mitdenken und Hören lernen die Besucherinnen und Besucher die jüngste Geschichte der Kommunikation auf See in Ost- und Westdeutschland kennen und erfahren, wie Menschen mit Abschied, Trennung und Wiedersehen umgingen.

Am 18. Juni 2013 wurde die Ausstellung im Deutschen Schifffahrtsmuseum in Bremerhaven eröffnet. Weitere Stationen in Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und Niedersachsen sind in Planung.

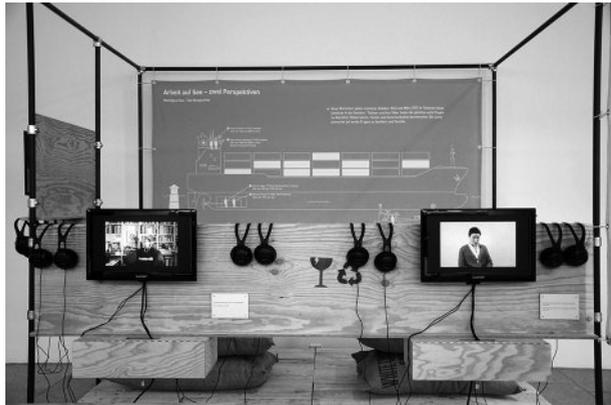
Die Ausrichtung auf die Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen zwischen 10 und 14 Jahren war Neuland für das Team des Kinderkulturbüros, das die Konzeption und Umsetzung initiierte. Bisher waren mit den Mitmach-Projekten wie „Förde – Ostsee – Ozean: Kapitäne“, „Klar zur Wende! Kinder auf Regattakurs“ und „Wie kommt das Schiff ins Wasser?“ vor allem jüngere Kinder im Grundschulalter angesprochen worden. Fragestellung, Konzeption, Organisation und Umsetzung des Projektes lagen in der Verantwortung des Vereines mit Sitz in Kiel. In der ersten Phase der Voruntersuchungen entstand eine Liste mit rund achtzig Personen aus der Seefahrt. Die Erfahrungen von etwa dreißig Menschen flossen in die Weiterentwicklung des Projektes ein. Bei der Erarbeitung der darauf folgenden Phase der Filminterviews konzentrierte sich das Team auf fünf Familien in Ost- und Westdeutschland, die vor der Kamera erzählten, wie sie mit der beruflich bedingten monatelangen Trennung umgingen und wie sie währenddessen miteinander kommunizierten. Dabei waren es ausschließlich Väter und Töchter, die aus den letzten sechs Jahrzehnten berichteten.

Aus den erarbeiteten Ergebnissen konnten sechs große, dicht bestückte Spiel- und Aufgabenstationen entwickelt werden: eine Bücherstation, eine Bastelstation sowie die Station mit den Filminterviews; der Themenstation Alltag und Festtag wurden die Stationen Kommunikation und Emotion zur Seite gestellt. Die Didaktik der Ausstellung folgt einem erfahrungsbezogenen Lernmodell: Anfassen, Ausprobieren, Mitma-

chen, Mitdenken, Lernen. Ausgewählte Objekte der einzelnen Museen wurden einbezogen.

### Filmstation

Perspektivenwechsel entstanden zum einen durch die Befragung von Menschen, die ehemals und aktuell zur See führen bzw. fahren und zum anderen durch die Befragung erwachsener Kinder und derzeitiger Kinder von zur See fahrenden Vätern. Ost- und Westdeutsche Erfahrungen wurden reflektiert und Besonderheiten während der Zeiten von BRD und DDR genannt. Nach der persönlichen Bedeutung der Seefahrt für den Einzelnen und für die Familie als Ganzes wurde gefragt sowie nach typischen Trennungs- und Wiedersehens-Momenten. Der Wandel der Kommunikationstechnologie und ihr Einfluss auf das Familienleben sowie emotionale Aspekte der Seefahrt wurden herausgearbeitet.



*Abb. 1: Väter und Töchter aus verschiedenen Bundesländern erzählen, welchen Einfluss die Seefahrt auf ihr Leben hat (Foto: Julian Klinner; 2013).*

### Bastelstation

Bastelstationen sind fester Bestandteil unserer Kinderausstellung. Manchmal erkennen Reisende erst in der Ferne, welche Bedeutung ihre Heimat hat. Kinder können an dieser Station eigene „Schöne Grüße aus ...“-Karten gestalten und sich bewusst machen, was ihre Heimat ausmacht. Sie erfahren etwas zur Kulturgeschichte der Postkarte und finden Ansichtskarten des Ausstellungsortes aus verschiedenen Jahrzehnten. Mit dem Basteln von Origami-Figuren wird das Exotische aus der fremden Ferne nach Hause geholt.

### Lesestation

In allen Projekten des Kinderkulturbüros spielt sorgsam ausgewählte Kinder- und Jugendliteratur eine wichtige Rolle. Bequeme Sitzgelegenheiten, die zum Rückzug sowie zur Vertiefung in die Thematik einladen, entscheiden oft, wie lange sich die Besuche-

rinnen und Besucher in dem Kinderausstellungsbereich aufhalten. Neben Büchern zur Seefahrt, den Ausstellungsorten und zur Familie gibt es auch Bücher zu dem Thema Trennung von der Familie. Krankheit, Krieg, Tod, Flucht und Scheidung können außer den beruflichen Anforderungen eines Elternteiles andere Gründe dafür sein, warum Familien voneinander getrennt werden.

### Station Kommunikation

Die Entwicklung der Kommunikationstechnologien in der Schifffahrt wird an dieser großen Themenstation skizziert und Besonderheiten der letzten Jahrzehnte werden hervorgehoben. Kosten und Dauer der einzelnen Übermittlungswege für den privaten Gebrauch werden veranschaulicht. Der Austausch mit den Daheimgebliebenen über Postkarten, Telegramme und Briefe, Telefongespäche in Telefonzellen, von Bord, im Handyformat und als Skypevariante werden an Anschauungsobjekten und Mitmachelementen thematisiert. Gefragt wurde, zu welchen Zeitpunkten und unter welchen Bedingungen Kommunikation mit der Heimat im Bordalltag möglich war. Welche Privatsphäre gab es? Ehemalige Seefunkoffiziere aus Ost- und Westdeutschland, die lange Zeit „das Sprachrohr und Ohr des Schiffes“ waren, stellten wertvolle Informationen und Bildmaterial für diese Station zur Verfügung.

### Station Alltag und Festtag

An der Station Alltag und Festtag werden Wiedersehensfreuden und Rituale sowie der ungewöhnliche Alltag der Familien thematisiert. Gibt es wiederkehrende Vorbereitungen wie Wohnungsputz, Haare schneiden, den Vater vom Hafen abholen? Nach gemeinsamen oder getrennt gefeierten Weihnachtsfesten wurde gefragt und umfangreiches Bildmaterial zusammengestellt. Was bedeutete es, dass die Väter



*Abb. 2: WeihnachtsgriÙe über Norddeichradio von 1972 bringen eine Zeit vor Skype und E-Mail nahe (Foto: Julian Kliner, 2013).*

nicht nur über lange Zeiträume fort waren, sondern nach der Rückkehr für viele Wochen auch tagsüber zu Hause waren? Dies ermöglichte intensiven Kontakt mit den Kindern, konnte aber auch Einmischen in eingespielte Abläufe bedeuten und Konfliktpotential darstellen. In Aussagen der Interviewpartnerinnen wie: „Wir wissen nicht, wie es ist, wenn der Vater um 18 Uhr nach Hause kommt. Für uns war das alles normal“, oder: „Wir freuen uns, wenn unser Vater wieder wegfährt. Dabei haben wir jedoch ein schlechtes Gewissen“ können sich beim Ausstellungsbesuch manche Angehörige von Seeleuten wiederfinden.

### Station Emotion

Das Thema Emotion ist neben Kommunikation das zweite Hauptthema der Ausstellung. Womit macht man sich gegenseitig Freude, welchen Ausdruck der Wertschätzung gibt es. Unterschiedliche Mitbringsel sind als Original oder Fotografie ausgestellt. Ein Knottenspiel lädt die Kinder ein, sich über die Werte, die Familien zusammenhalten, Gedanken zu machen.



*Abb. 3: Welche Mitbringsel erfreuten die Familie? Welche Wünsche wurden an den seefahrenden Vater zu DDR-Zeiten gerichtet (Foto: Julian Klinner, 2013).*

### Kinderausstellungen als idealer Anker in der maritimen Welt

Maritime Museen halten spannende Themen für Kinder und Jugendliche bereit. Für Kinderausstellungen sind dies ideale Ausgangsbedingungen. Mit dem neuen Projekt erhalten die Kinder Möglichkeiten, sich mit der Geschichte der Kommunikationstechnologien auf See zu beschäftigen. Gleichzeitig werden den Besucherkindern Einblicke in die Lebenswelten der Familien von Seeleuten gegeben und teilweise verbreitete Vorurteile und Klischees, zum Beispiel aus der Kinderliteratur, aufgebrochen und auch Verständnis geweckt. Darüber hinaus zielt die Konzeption auf ein Alter von Kindern ab, in dem diese ihre eigene Identität klar erforschen und hinterfragen. Sie beleuchten ihre Herkunft, die Familie und ihre eigene Position darin. Nähe und Distanz werden erprobt. „Schöne Grüße aus Singapur: Seefahrt und Familie“ kann mit seinen beiden

Kernthemen Kommunikation und Emotion sehr gut daran anknüpfen. Damit ist dieses Projekt wie alle Kinderausstellungen ein Lernort, der nicht nur kognitive, sondern auch soziale Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen fördert.

### **Hands On – Minds On: Eigenständiges Erarbeiten und Mitdenken**

Kinderausstellungen sind vorbereitete, gestaltete Räume, die selbstständiges Erarbeiten von Inhalten und den Austausch der jungen Besucher untereinander fördern. Das „Hands On – Minds On“-Prinzip war von Anfang an Kern der Kinder- und Jugendmuseumsbewegung. Die Idee stammt aus Amerika, wo die Geschichte der Kindermuseen 1899 begann, um in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Deutschland aufgegriffen zu werden. Kinderausstellungen vermitteln im angstfreien Raum spielerisch Wissen, regen zum Nachdenken an und laden zum Erarbeiten von Neuem ein. Kinderausstellungen sollen neugierig machen, weiter in die Themen einzusteigen, Wissenschaft für sich zu entdecken, den Ort Museum zu erobern. Jede positive Museumserfahrung in jungen Jahren kann darüber entscheiden, welchen Stellenwert Museumsbesuche in der weiteren Biografie einnehmen werden.

Dabei ist jedes Projekt für die Initiatorinnen ein neues Wagnis. Die jungen Besucherinnen und Besucher sind Kritiker, die Rückmeldungen unmittelbar zurückspeigeln. Dem Team des Kinderkulturbüros ist es deshalb sehr wichtig, den richtigen Ton zu treffen, die Jugendlichen mit einer eigens auf sie ausgerichteten Ästhetik anzusprechen, ohne sich anzubiedern. Texte müssen sparsam eingesetzt werden, jedes Wort muss gut überdacht werden. Im Idealfall wird Neugier und Lust auf mehr geweckt werden. Angebote zur Transferleistung müssen gestellt werden. Was hat diese Ausstellung mit mir und meinem ganz persönlichen Leben zu tun? Die Mitmachmodule sollen den Blick für den maritimen Alltag schärfen und den Kopf zum Hinterfragen anregen. Mit wenigen Worten sollen damit die Grundideen wissenschaftlichen Denkens und empirischen Forschens vermittelt werden. Dabei setzt das Kinderkulturbüro weniger auf neue Medien als auf direkte handlungsorientierte, haptische Erfahrungen. Es kann mit Humor, mit Überraschungen, mit Zusammenfassungen und Vertiefungen gearbeitet werden.

### **Vernetzung im norddeutschen Raum**

Die neue Schau war von Anfang an als Wanderausstellung geplant und wird zwischen 2013 und 2015 durch Schifffahrtsmuseen der fünf norddeutschen Bundesländer wandern.

Eigenständig passt sich die Ausstellung auf Flächen von 100 bis 200 Quadratmetern den einzelnen Bedingungen vor Ort an. Bis zum 9. Februar 2014 ist sie noch in Bremerhaven zu sehen. Die nächste Station ist das Schiffbau- und Schifffahrtsmuseum Rostock, bevor die Ausstellung im Sommer weiter nach Flensburg reist.

[www.kielerkinderkulturbuero.de](http://www.kielerkinderkulturbuero.de)



*Abb. 4: Zur Ausstellung entstand ein von Julian Klinner gestaltetes Begleitheft für Kinder (Foto: Julian Klinner, 2013).*

## Zur Konzeption der Ausstellung „Unterwasserwelten“.

Sonderausstellung in der Pharmazie- und Medizinhistorischen Sammlung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, 5. Mai bis 5. November 2013

Markus Tauschek

Der Ort der Ausstellung „Unterwasserwelten“ ist erklärungsbedürftig und provoziert gleichzeitig zwei grundlegende Fragen: Warum eine Ausstellung zu „Unterwasserwelten“ in einer pharmazie- und medizinhistorischen Sammlung? Und was am Thema „Unterwasserwelten“, das zunächst Assoziationen an Getier und Pflanzenwelt der Tiefsee weckt, ist aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive überhaupt zu beleuchten?

Der Ausstellungsort erklärt sich zum einen sehr pragmatisch aus der Mitgliedschaft der Pharmazie- und Medizinhistorischen Sammlung der Christian-Albrechts-Universität im Kieler Museumsverbund „Museen am Meer“, der sein Ausstellungsprogramm im Jahr 2013 unter das programmatische Motto „Anker auf!“ stellte. Das Thema „Unterwasserwelten“ sollte deshalb dieses maritime Motto unter einer spezifischen Fragestellung aufgreifen. Ein zweiter Grund liegt jedoch zum anderen auch in der Tatsache begründet, dass eine Vielzahl pharmazeutischer Wirkstoffe aus dem Meer – etwa aus unterschiedlichen Algenarten oder exemplarisch sei auch der Lebertran genannt – gewonnen wird und dass dem Meer ohnehin spätestens seit dem Aufkommen des Seebädertourismus gesundheitsfördernde Wirkungen zugeschrieben werden. Das, was sich unter der Wasseroberfläche verbirgt, ist deshalb auch von pharmaziehistorischem Interesse.

Damit deutet sich auch schon das kulturwissenschaftliche Interesse am Thema an: Denn die der Ausstellung zugrunde liegende These ging davon aus, dass Unterwasserwelten keineswegs nur Lebensräume für Tiere und Pflanzen oder Fundorte von Mineralien und anderen Ressourcen sind, sondern, dass es sich lohnt zu fragen, wie Menschen Unterwasserwelten



erobert, genutzt und imaginiert haben. Die spezifisch kulturwissenschaftliche Perspektive – dies erschien uns auch ein überaus reizvoller Kontrast zur Tiefsee-Ausstellung des benachbarten Zoologischen Museums – stellte also den Menschen ins Zentrum.

Der Wunsch, in die Tiefen des Meeres vordringen zu können, unbekannte Welten zu erobern, Schätze zu heben – so liest man es jedenfalls in populären Schriften immer wieder – ist so alt wie die Menschheit selbst. In der Tat gibt es schon aus der antiken Welt Belege, dass Menschen darüber nachdachten, mithilfe entsprechender Apparaturen in Unterwasserwelten vorzudringen – sei dies, um die Ressourcen des Meeres zu nutzen oder aus militärischen Beweggründen. Für die westliche Hemisphäre hingegen waren Unterwasserwelten lange mit Angst und Schrecken verbunden. Das Unbekannte beflügelte die Phantasie, in Seekarten und Erzählungen bevölkerten Ungeheuer, Seeschlangen und andere teuflische Wesen die Meere. Sündige Seefahrer – so eine lange nachwirkende Deutung – zogen diese Wesen in die Tiefe. Das Unbekannte wurde dabei als strafende Hand Gottes interpretiert.

Den populären Deutungen des Raums unter der Wasseroberfläche stehen aber seit der Renaissance Versuche gegenüber, Technologien zu entwickeln, die es dem Menschen erlauben sollten, tiefer in die unbekanntes Sphären vorzudringen. Leonardo da Vinci etwa ersann ein entsprechendes System aus Röhren, mithilfe dessen man unter Wasser weiter atmen können sollte. Im Jahr 1515 zeichnete der visionäre Künstler gar ein Ein-Mann-U-Boot.

Erst an der Wende zum 19. Jahrhundert aber gelang es dann, beispielsweise mit der Erfindung eines funktionierenden Helmtauchergeräts, längere Zeit unter Wasser zu bleiben. Analog dazu wurde Ende des 18. Jahrhunderts das erste U-Boot mit einem Unterwasserantrieb gebaut.

Die technischen Entwicklungen führten ebenso wie die Aufklärung zu einer Entzauberung der Welt unter der Wasseroberfläche: Das Spannungsfeld eines faszinierenden Schauders einerseits und einer wissenschaftlich-nüchternen Erforschung andererseits ist aber beispielsweise noch in Jules Vernes Roman



„20.000 Meilen unter dem Meer“ – 1869/70 veröffentlicht – greifbar. Und wenn man entsprechende Hollywoodfilme ansieht, dann wirkt die Faszination der Tiefen der Weltmeere bis heute nach.

Mit dem Fokus auf Menschen unter Wasser waren in der Vorbereitung der Ausstellung zentrale Fragen verknüpft, die auch im Ausstellungsflyer mit den Begriffen „erdacht, bestaunt, genutzt“ formuliert wurden:

1. Wie haben sich Menschen Unterwasserwelten vorgestellt? Wie haben sich diese Vorstellungen auch im Zuge technologischer Entwicklungen verändert? Und welche Imaginationen wirken bis heute in welcher Form nach?
2. Mithilfe welcher technologischer Innovationen ist es Menschen gelungen, in eine unbekannte Welt vorzudringen? Welche Auswirkungen haben diese Technologien beispielsweise auf den menschlichen Körper?
3. Wie wurden Unterwasserwelten in ganz unterschiedlicher Weise als Ressource genutzt? Die Ausstellung verfolgte dabei einen weiten Ressourcenbegriff, der etwa auch die Unterwasserarchäologie als geschichtskulturelle Ressource interpretierte. In der Vorbereitung wurde schnell deutlich, dass die mit diesen Fragen verknüpften drei Bereiche – Imaginationen, Technologien, Ressourcen – auf das Engste miteinander verquickt sind. Taucherinnen und Taucher etwa artikulieren auch Imaginationen (etwa die Freiheit unter Wasser); verschiedenste Imaginationen werden in der Werbung etwa für kosmetische Produkte aus dem Meer gezielt eingesetzt; eine Seebestattung ist für viele Menschen mit ganz spezifischen Bedeutungen aufgeladen. Deshalb zog sich der Aspekt der Imagination auch durch alle Ausstellungsbereiche.

Der blau illuminierte Eingang zur Ausstellung sollte Besucherinnen und Besucher sanft auf das Thema einstimmen. Nach einer einführenden Texttafel war die Ausstellung in folgende Bereiche gegliedert – Besucherinnen und Besucher sollten dabei jedoch nicht zwangsläufig an diese Abfolge gebunden sein:

### **Die Angst vor dem Unbekannten: Von Riesenkraken, Seeschlangen und Ungeheuern**

Hier problematisierte die Ausstellung die kulturgeschichtlich interessante Auseinandersetzung mit der Angst vor unbekanntem Welten, die sich etwa in Illustrationen historischer Seekarten materialisierten.

### **Zwischen Utopie und Realität: Kapitän Nemo und sein Reich**

Der Bereich griff die 1874 erschienene deutsche Übersetzung des Romans „20.000 Meilen unter dem Meer“ von Jules Verne auf, um zu zeigen, wie Unterwasserwelten

in populären Medien verhandelt und erfunden wurden. Gleichzeitig konnte damit in den Bereich der technischen Innovationen übergeleitet werden, da sich Jules Verne in seinem Roman mit neuen Technologien seiner Zeit auseinandersetzte.

### **Abtauchen**

Hier ging es einerseits um die mit der Eroberung von Unterwasserwelten verknüpften Technologien und andererseits um medizinische Aspekte des Tauchens – etwa die Frage der Luftversorgung oder die Auswirkungen auf den menschlichen Körper.

### **Baustoff aus dem Meer: Die Steinfischerei**

Dieser Bereich befasste sich mit der vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre in der Ostsee praktizierten Steinfischerei, die auch beträchtliche Auswirkungen auf das Ökosystem hatte (etwa die weitestgehende Ausrottung der im nächsten Bereich thematisierten Braunalge).

### **Wirkstoff aus dem Meer: Zuckertang**

Mit dem Blick auf Wirkstoffe aus dem Meer war explizit die Verbindung zum Ausstellungsort formuliert. Hier sollte u.a. aufgezeigt werden, welche Medizinprodukte aus Braunalgen gewonnen werden.

### **Schätze am Meeresgrund: Unterwasserarchäologie**

Dieser Ausstellungsbereich thematisierte Fragen und Zugänge der Unterwasserarchäologie und zeigte, wie aus einem unansehnlichen Fund am Meeresboden eine wertvolle wissenschaftliche Quelle und schließlich ein Ausstellungsstück wird.

### **Endstation Meer: Aus den Augen aus dem Sinn?**

Mehr als die anderen Ausstellungsbereiche sollte hier ein politisches und ökologisches Problem diskutiert werden – die zunehmende Vermüllung der Meere u.a. anderem durch Plastikmüll.

### **Petri Heil!**

Hier standen Praktiken und Narrationen rund um die Freizeit-Angelei im Zentrum.

### **Das Meer – die letzte Ruhestätte**

Mit dem Blick auf Geschichte, Formen und Rituale der Seebestattung sollte ein weiterer Aspekt der Nutzung von Unterwasserwelten aufgezeigt werden.

## **Das Meer im Wohnzimmer**

Den Abschluss der Ausstellung und gleichzeitig die Klammer zu den eingangs zentral gesetzten Vorstellungswelten bildete ein Bereich, der danach fragte, wie wir heute quasi im Wohnzimmer Unterwasserwelten konsumieren und produzieren. Dies geschah einerseits mithilfe von Spielzeug, das sich mit dem Thema auseinandersetzt, und andererseits mit ästhetisch ansprechenden Installationen von sog. Aquascaping-Wettbewerben, bei denen Aquarien künstlich und künstlerisch gestaltet werden.

Insgesamt hatte die Ausstellung den Anspruch, das Thema lokal anzubinden, um Besucherinnen und Besucher zu sensibilisieren, darüber nachzudenken, inwiefern das, was sich unter der Wasseroberfläche befindet – etwa in der vor der Haustür der Pharmazie- und Medizinhistorischen Sammlung befindlichen Kieler Förde, immer auch vom Menschen beeinflusst ist. Dies gelang insbesondere in den Bereichen zur Steinfischerei (u.a. mit einer historischen Aufnahme des U-Boot-Ehrenmals in Laboe, dessen Fassade u.a. mit aus der Ostsee gefischten Steinen geschmückt ist), zur Unterwasserarchäologie mit einer Karte der im Ostseeraum gesunkenen Schiffswracks oder zur Seebestattung mit dem Beispiel, wo in der Kieler Förde Menschen am Meeresgrund bestattet werden können.

Die Ausstellung „Unterwasserwelten“ hatte dabei keinesfalls den Anspruch, umfassend über das Thema zu informieren. Vielmehr sollten in Schlaglichtern den Besucherinnen und Besuchern so nicht erwartete Zusammenhänge exemplarisch vorgestellt werden. Die Ausschnitthaftigkeit war also konzeptionell begründet. Sie hatte jedoch auch rein pragmatische Gründe in der begrenzten Ausstellungsfläche sowie in der Entstehung der Ausstellung, die zehn Masterstudierende der Europäischen Ethnologie/Volkskunde unter Anleitung von Eva Fuhry (Leiterin der Pharmazie- und Medizinhistorischen Sammlung) und Markus Tauschek (Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde) sowie unterstützt durch Christiane Buhl (Pharmazie- und Medizinhistorische Sammlung) in einem Semester Vorbereitungszeit erarbeiteten.

## **Tagung „Nutzung gestaltet Raum“, 28./29. März 2014.**

**700 Jahre Ahrensburg 1314-2014.**

**Auftaktveranstaltung der Stormarner Kultur- und Geschichtstage zum Thema „Spurensuche Dänemark Stormarn“**

Stormarn ist seit vielen Jahrhunderten eine begehrte Region zwischen den Hansestädten Hamburg und Lübeck: Sie wird besiedelt, ihre Ressourcen werden von Landwirtschaft und Gewerbe genutzt. Verkehrswege erschließen und durchschneiden die Landschaft. Die Menschen stellen sich immer wieder auf Veränderungen ein und gestalten ihre Umgebung neu.

Wie sich das Leben in Stormarn, die Wahrnehmung der Region und die Nutzung der Landschaft über die Zeit verändert haben und was für die Zukunft geplant wird, soll auf dieser regionalhistorischen Tagung aus unterschiedlichen Blickwinkeln diskutiert werden.

Anlässlich des 700-jährigen Jubiläums der Ersterwähnung der heutigen Stadt Ahrensburg wird diese Tagung gemeinsam veranstaltet von der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Prof. Dr. Oliver Auge) und der Universität Hamburg (Prof. Dr. Norbert Fischer). Gleichzeitig bildet sie den Auftakt der Stormarner Kultur- und Geschichtstage zum Thema „Spurensuche Dänemark Stormarn“. Die Tagung steht allen Interessierten offen.

### **Programm**

#### **Freitag, 28. März 2014**

14:00-14:30 Uhr

Grußwort des Kreises Stormarn und der Stadt Ahrensburg

#### **Einführungsvortrag:**

#### **Nutzung gestaltet Raum – Aspekte der 700jährigen Geschichte Ahrensburgs**

*Dr. Angela Behrens, Stadtarchiv Ahrensburg*

14:30-16:30 Uhr: Landschaft, Nutzung und Raum, Moderation: Elke Petter

#### **Stormarn im Mittelalter: Bevölkerung, Herrschaft und Ressourcennutzung**

*Günther Bock, Großhansdorf*

#### **Kloster Reinfeld: Die Vogtei Woldenhorn im Rahmen der Klosterwirtschaft**

*Dr. Martin Schröter, Hamburg*

#### **Heinrich Rantzaus Neue Beschreibung der Kimbrischen Halbinsel von 1597 und ihre Aussagen zu Kultur, Mentalität und Raumverständnis der Region Stormarn**

*Prof. Dr. Oliver Auge, Kiel*

Anschließend:

Möglichkeit der Besichtigung der Ausstellung zu  
700 Jahre Ahrensburg in der „Galerie im Marstall“.

### **Sonnabend, 29. März 2014**

9:00-11:00 Uhr: Grenzen und Entgrenzung

*Moderation: Prof. Dr. Oliver Auge*

### **Übergriffe der Hansestädte auf Ressourcen des Umlandes im Mittelalter**

*Dr. Stefanie Rüther, Göttingen*

### **Aufklärung auf dem Lande.**

### **Zwischenbericht von einer Spurensuche zwischen Hamburg und Lübeck**

*Prof. Dr. Franklin Kopitzsch, Hamburg*

### **Holstein: Das deutsche Ende Dänemarks?**

*Prof. Dr. Steen Bo Frandsen, Odense*

11:00-11:30 Uhr: Kaffeepause

11:30-13:30 Uhr: Erschließung und Neuordnung der Region

*Moderation: Prof. Dr. Norbert Fischer*

### **Burgen und ihre Bedeutung für den Handels- und Personverkehr Stormarns im Mittelalter und früher Neuzeit: Das Beispiel Trittau**

*Frederic Zangel M.A., Kiel*

### **Ackerbau, Viehzucht und Mühlengewerbe als raumprägende Faktoren im Stormarn der Frühen Neuzeit**

*Dr. Klaus Schlottau, Hamburg*

### **Von der Autobahn links liegen gelassen. Das Zonenrandgebiet Stormarn und der Bau der A 24 während der deutsch-deutschen Teilung**

*Dr. Sylvia Necker, Kiel*

13:00-14:30 Uhr: Mittagspause

14:30-16:30 Uhr: Infrastruktur und Raumplanung

*Moderation: Dr. Angela Behrens*

### **„Großstadtimperialismus?“ –**

### **Eingemeindungskämpfe zwischen der preußischen Provinz Schleswig-Holstein und Hamburg vom Ersten Weltkrieg bis zum Groß-Hamburg-Gesetz**

*Prof. Dr. Dirk Schubert, Hamburg*

### **Vom Achsenkonzept zur Metropolregion Hamburg: Raumplanung seit dem Groß-Hamburg-Gesetz und ihre Folgen für Stormarn**

*Prof. Dr. Norbert Fischer, Hamburg*

**Hamburg – Stormarn – Kopenhagen:****Die Metropolregion Öresund in grenzüberschreitender Kooperation**

*Andreas Obersteg, Dipl. Geogr., Hamburg*

16:30-17:00 Uhr: Abschlussdiskussion

*Moderation: Prof. Dr. Franklin Kopitzsch*

Die Teilnahme an der Tagung ist kostenfrei, aus organisatorischen Gründen wird jedoch um eine Anmeldung bis zum 20. März 2014 gebeten:

Stadt Ahrensburg  
Manfred-Samusch-Straße 5  
22926 Ahrensburg  
700Jahre@Ahrensburg.de  
Tel.: 04102-77410

Verpflegung wird gegen Kostenbeitrag angeboten.

**Tagungsort**

Reithalle im Kulturzentrum Marstall, Lübecker Straße 8, 22926 Ahrensburg.

**Anfahrt**

Auto:

A 1 (Hamburg – Lübeck), Ausfahrt Ahrensburg bzw. über die B 75.

Bus:

Haltestelle „Ahrensburg Schloss“.

Bahn:

Ab Hamburg/HVV mit der R 10 oder mit der U 1 bis Ahrensburg West und dann weiter mit dem Bus.

Von Hbf. Lübeck mit der Regionalbahn.

## Buchbesprechungen

*Jenni Boie: Volkstumsarbeit und Grenzregion. Volkskundliches Wissen als Ressource ethnischer Identitätspolitik in Schleswig-Holstein 1920-1930 (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 9). Münster/New York/München/Berlin (Waxmann Verlag) 2013, 218 S., 3 s/w Abb.*

Im Anschluss des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes „Volkskunde als Heimatwissenschaft: Region und Ethnos. Das Beispiel Schleswig-Holstein 1920-1940“ entstand vorliegende Publikation, die 2012 von der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel als Dissertation angenommen wurde. Ausgangspunkt der Forschungsarbeit ist die 1920 in Folge des Versailler Vertrages erfolgte Abstimmung um die deutsch-dänische Grenze und die damit verbundene Frage um die Zugehörigkeit der dort lebenden Bevölkerung. Das Ergebnis der Abstimmung war die Abtretung des Landesteiles Nordschleswig an Dänemark. Mit diesem Ergebnis waren nicht alle Schleswig-Holsteiner zufrieden. Es artikulierte sich Kritik, so zum Beispiel im Umkreis des Schleswig-Holsteinischen Bundes (SHB). Mit dem SHB entstand in den 1920er Jahren ein Deutschtumsverein, der sich vor allem auf eine regional fokussierte Volkskunde konzentrierte und das Ziel einer Grenzrevision verfolgte. Ausgehend von dieser spezifischen Grenzsituation und der Rolle der populären und sich etablierenden Volkskunde untersucht Jenni Boie den Diskurs um Ethnizität und knüpft daran Fragen nach dem Akteursnetz, nach Machtpositionen und letztlich um Deutungsmacht und Machtansprüche einer regionalen Elite. Der Untersuchung liegen archivalische Quellen und Medientexte zugrunde. Dass kein rein wissenschaftlicher Diskurs thematisiert wird, sondern vor allem ein innerhalb des SHB geführter, spiegelt sich auch in den Quellen wider: So wurden die vom SHB herausgegebene Zeitschrift „Der Schleswig-Holsteiner“, die vom Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde veröffentlichte Zeitschrift „Die Heimat“ sowie andere Schleswig-Holsteinische Jahr- und Liederbücher untersucht. Neben den Texten wurden auch die veröffentlichten Abbildungen einer Analyse unterzogen.

In ihrem Kapitel zu den theoretischen Grundlagen erörtert die Autorin wissenschaftstheoretische Zugänge; Wissen wird hier „als ein diskursiver Aushandlungsprozess einer Gruppe“ definiert. Boie wählt den Begriff des Wissensmilieus, um Netzwerke und Wechselbeziehungen zwischen den für ihre Arbeit relevanten Personen zu beleuchten. Ferner wird über Konzepte der Identität und Ethnizität sowie von Raum und Region

reflektiert und der Begriff der Geschichtspolitik im Hinblick auf das Selbstverständnis von Gruppen diskutiert. Als historischer Hintergrund wird die Situation Deutschlands während der Weimarer Republik unter Berücksichtigung der Kultur- und Deutschumpolitik skizziert. Jenni Boie zeigt dabei die Besonderheiten Schleswig-Holsteins auf, wirft Schlaglichter auf die Geschichte der deutsch-dänischen Grenze und geht auf die Grenzvereine in Schleswig-Holstein ein. Beendet wird der theoretische Teil mit Ausführungen zur Volkskunde in Schleswig-Holstein und zum Verhältnis der regionalen Volkskunde zur Heimatkunde sowie zum Milieu des SHB. Dabei wird aufgezeigt, in welchem Maße in frühen volkskundlichen Diskursen, Forschungen und Projekten Laien – größtenteils Volksschullehrer – beteiligt waren und inwieweit volkskundliches Wissen lokal eingebunden und regional betrachtet wurde. Mit Theodor Möller und insbesondere Gustav Friedrich Meyer werden schleswig-holsteinische Heimatforscher vorgestellt, die Einfluss auf den Diskurs der Grenzziehung ausübten und dem Wissensmilieu der kulturellen Volkstumskreise zuzuordnen sind, in dem sie sich profilieren konnten.

Im Hauptteil der Arbeit zeigt Jenni Boie auf, wie innerhalb und im Umkreis des SHB und dem Milieu der Volkstumsarbeit, das aus Lehrern, Pastoren und Museumswissenschaftlern bestand, eine Kulturpolitik für Schleswig-Holstein und insbesondere für das abgetretene Nordschleswig betrieben wurde. Kulturpolitik war laut Boie dabei Identitätspolitik. Die sich aus dem Umkreis des SHB rekrutierenden Protagonisten (vor allem der Kunsthistoriker, Museumsdirektor und Konservator Ernst Saueremann, Studienrat Christian Tränckner, die Journalisten Jacob Bödewald und Ernst Schröder sowie der Pastor Johannes Carl Schmidt) griffen vor allem auf volks- und heimatkundliche Wissensbestände zurück, um die Idee zu vermitteln, dass Nordschleswig deutsch sei, nicht dänisch. Die Vermittlung erfolgte über volkskundliche Bereiche wie Märchen, Lieder, Trachtenfeste und andere Bräuche; besondere Bedeutung wurde jedoch dem Niederdeutschen zugeschrieben, da in der Auseinandersetzung mit dieser Sprache ein zentrales Identitätsmerkmal für die Region gesehen wurde und sie als Ausdruck ethnischer Zugehörigkeit und Abgrenzung eine hohe Bedeutung in der Aushandlung um die neue Grenze erfuhr. Sie sollte als Bestandteil des Ethnowissens zur Konstruktion einer schleswig-holsteinischen Identität beitragen. Verknüpft mit dieser Aufwertung lief auch die Forderung nach einem wissenschaftlichen „Lehrstuhl für niederdeutsche Sprache und Volkskunde“ einher. Mit diesem Lehrstuhl sollte nicht nur eine Brücke zwischen Bevölkerung und Universität errichtet werden, zugleich ging es dabei um machtpolitische Ziele, konnten doch so die Akteure der Deutschumsarbeit ihre Ziele wissenschaftlich rechtfertigen. Hierzu Jenni Boie: „Der Volkskunde wurde

folglich im Rahmen der Kulturpolitik Anwendbarkeit und eine sinnstiftende Funktion zugewiesen, sie konnte das für die Identitätspolitik nötige ‚Ethnowissen‘ zur Verfügung stellen und Einfluss auf die Gegenwart nehmen“ (S. 134). Statt des Lehrstuhls für Volkskunde wurde der gleichzeitig geforderte Lehrstuhl für Schleswig-Holsteinische Landeskunde errichtet, der mit dem Historiker und SHB-Vorsitzenden Otto Scheel besetzt wurde.

In einem weiteren Abschnitt des Hauptteiles erörtert die Autorin die Instrumentalisierung der volkskundlichen Wissensbestände und fragt, welche Stereotypen über diese Wissensbestände hergestellt und inwieweit Bilder der Region Schleswig-Holstein konstruiert wurden. Schleswig-Holstein, so ein Ergebnis der Untersuchung, wurde vor allem als typisch ländliche und freundliche Region inszeniert. Im besonderen Maße wurde Schleswig-Holstein über die Regionen Dithmarschen und Nordfriesland repräsentiert. In den untersuchten Quellen wurde die Verallgemeinerung „Schleswig-Holstein gleich ländlich“ zur Abgrenzung gegen alles Städtische konstruiert und diente damit auch als Gegenbild zum industriellen Fortschritt. Besonders deutlich wird die Instrumentalisierung in Reisebeschreibungen Dänemarks, das negativ besetzt und mit der Großstadt Kopenhagen gleichgesetzt wird. Nordschleswig dagegen wurde in den Darstellungen nicht als Bestandteil des dänischen Staates betrachtet, vielmehr wurde weiterhin die Königsau als „natürliche Grenze“ gedeutet. Die Etablierung des ethnischen Argumentationsmusters der Natürlichkeit der Grenze geschah auch unter Hervorhebung der landschaftlichen Abgrenzung zu Dänemark, das im Kontrast zu Schleswig-Holstein als eintönig beschrieben wurde. Demonstriert wird, wie landschaftliche Merkmale für ein ethnisches Argumentationsmuster mobilisiert wurden. Als ein weiteres Ergebnis ihrer Arbeit kann Jenni Boie aufzeigen, dass sich die stereotype Beschreibung des Schleswig-Holsteiners aus verschiedenen Versatzstücken zusammensetzt; sowohl Dithmarscher als auch Nordfriesen wurden ohne genaue Abgrenzungen als Vorbilder des typischen Schleswig-Holsteiners stilisiert. Auch hier fällt auf, dass bei der Konstruktion der Stereotypen lediglich ländliche Bevölkerungsschichten berücksichtigt worden sind und mit positiven Attributen besetzt wurden (fleißig, klug, groß gewachsen etc.). Bei der Quellenanalyse wird rekonstruiert, wie versucht wurde, die Nordschleswiger als Schleswig-Holsteiner und damit in Abgrenzung zu den Dänen darzustellen, wie ein Zitat aus der Zeitschrift „Der Schleswig-Holsteiner“ exemplarisch belegt: „Der Nordschleswiger ist Werktagsmensch, der Däne liebt den Sonntag“. Auch mit Hilfe von Geschichtsbildern sollten Gemeinschaftsgefühle hergestellt werden, um eine ethnische Unterscheidung von Dänemark vornehmen zu können, wie beispielsweise die Rekurse auf die Schlacht bei Hemmingsted in Dithmarschen zeigen.

Jenni Boie beleuchtet mit ihrer Arbeit neue Aspekte zur Geschichte der deutsch-dänischen Grenze und zeigt in ihrer gut lesbaren Dissertation sehr nachvollziehbar auf, wie von einer regionalen Elite volkskundliche und heimatkundliche Motive instrumentalisiert, Ethnizität fabriziert, Identitäten gestiftet und Stereotypen konstruiert worden sind. Des Weiteren werden interessante Aspekte des Versuchs, in den 1920er Jahren einen Lehrstuhl für Volkskunde in Schleswig-Holstein zu errichten und damit die akademische Disziplin zu etablieren, kritisch beleuchtet.

Das Buch macht neugierig auf die Frage, wie nach 1930 die populären und etablierten Stereotypen und Bilder weiter funktionalisiert und kontextualisiert werden konnten.

*Thomas Winkelmann*

*Karen Heide/Telse Wolf-Timm: Probstei. Ländliche Lebenswelt im Blick (= Begleitpublikation zur Sonderausstellung „Probstei. Ländliche Lebenswelt im Blick des Kieler Bürgertums“ vom 6. Februar bis 5. Juni 2011 im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2011, 95 S., zahlr. farb. u. s/w Abb.*

Doris Tillmann, Direktorin des Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseums, hat sich schon in der Vergangenheit wiederholt tradierter Zuschreibungen angenommen, so etwa, als sie 1999 das Klischee vom „typisch Ellerbeker Menschenschlag“ anhand unterschiedlicher Quellen auf seinen Wahrheitsgehalt und seine Entstehungsgeschichte hin überprüfte und den Prozess der Folklorisierung herausarbeitete. So kann man durchaus erwartungsvoll in die Lektüre des Begleitbandes zur Ausstellung „Probstei. Ländliche Lebenswelt im Blick“ einsteigen.

Bereits im Vorwort formuliert Tillmann einen der Leitsätze der Publikation, wenn sie auf den „kulturhistorischen Prozess der Idyllisierung und Romantisierung des Landlebens“ (S. 5) im 19. Jahrhundert verweist. Im vorliegenden Band gilt ihr Interesse dabei besonders den verstrickten Beziehungen zwischen der Großstadt Kiel und der nahegelegenen Probstei. Zugleich hat Doris Tillmann als Fachfrau speziell die historischen Objektbestände vieler schleswig-holsteinischer Museen im Blick, die gemeinhin unter dem – zugegebenermaßen nicht unumstrittenen – Begriff „Volkskunst“ subsumiert werden. Zu Recht weist sie darauf hin, dass diese Museumsstücke „losge-

löst von den genannten kulturhistorischen Prozessen ... nicht zu verstehen und nicht vermittelbar“ (S. 5) sind. Das vorliegende Buch versteht sich dementsprechend auch als Beitrag zur musealen Sachkulturforschung.

Nach dem Vorwort überlässt Tillmann den beiden Autorinnen Karen Heide und Telse Wolf-Timm das Feld, die – so viel sei vorweggenommen – die vorab aufgetretenen Erwartungen durchaus erfüllen können. Der Band selbst gliedert sich in drei Hauptteile: Zunächst führt Karen Heide im Kapitel „Die Probstei“ in die Spezifika dieser nordöstlich von Kiel gelegenen Region ein. Kurzgefasst wird auf die entscheidenden historischen Grundlagen eingegangen, welche die Entstehung der Probstei begünstigten, anschließend geht es genauer um die Entwicklungen des späteren 18. und des 19. Jahrhunderts. Gestützt auf umfangreiches und durch zahlreiche Anmerkungen gut belegtes Literatur- und Quellenmaterial, lässt Karen Heide die ländlichen Lebenswelten jener Zeit Revue passieren und beschreibt parallel, wie sich Kiel zeitgleich zu einer aufstrebenden Großstadt entwickelte.

Besonders aufschlussreich wird es immer dann, wenn Karen Heide die Kontaktflächen zwischen Stadt und Land ins Visier nimmt und die mannigfachen Wechselwirkungen, gegenseitigen Zuschreibungen oder auch die Erwartungshaltungen der damaligen Zeit herausarbeitet. So kann sie beispielsweise belegen, dass der bürgerliche Blick Kieler Einwohner sich weniger auf den harten, kargen Alltag der Landbevölkerung richtete, sondern stattdessen im Rahmen des eingangs beschriebenen Prozesses der Idyllisierung und Romantisierung in selektiver Weise nach ästhetischen Reizen suchte. Diese offenbarten sich aus Sicht der Betrachter zum Beispiel in der (Kultur-) Landschaft der Probstei, in den Trachten ihrer Bewohner oder auch in vermeintlich spezifischen Brauchtumsveranstaltungen.

Da neben anderen Objekten der Sachkultur gerade Trachten in solchen Deutungsprozessen nicht selten eine herausragende Rolle gespielt haben – und das teilweise bis in jüngste Zeit hinein – widmet Karen Heide ihnen bereits hier ausführlichere Textpassagen. Aber auch andere wichtige Aspekte werden aufgegriffen, etwa die Musealisierung bäuerlicher Kultur, ebenso die beginnende touristische Nutzung der ländlichen Lebenswelt.

Mit dem Stichwort „Musealisierung“ beschäftigt sich Karen Heide auch im zweiten Hauptteil des Buches, in dem sie gezielt diejenigen Objektgruppen der Sachkultur auflistet und mit Beispielen belegt, die aufgrund ihrer dortigen Produktion oder Nutzung einen direkten Bezug zur Probstei haben und heute noch in den Museen Schleswig-Holsteins und Hamburgs sowie in den Händen von Privatsammlern zu finden sind: Möbel, Keramik, Trachten und Silber. Diese in aufwendiger Recherche vor Ort zu-

sammengetragene und noch relativ aktuelle Bestandsaufnahme ist verdienstvoll und dokumentiert gleichzeitig die Ergebnisse der 2011 im Kieler Stadtmuseum präsentierten Sonderausstellung „Probstei. Ländliche Lebenswelt im Blick des Kieler Bürgertums“. Mag dieser Überblick auch an einigen Stellen etwas kursorisch geraten sein, so erweist er sich zur Einführung und für den schnellen Überblick doch als gewinnbringend. En passant räumt Karen Heide zugleich mit gängigen Missverständnissen auf. So wird deutlich, dass die bekannte „Probsteier Keramik“ zwar in der Region genutzt, nicht jedoch dort produziert worden ist. Ähnliches gilt für die „Probsteier Spitzen“, deren Herstellung Karen Heide nach Tondern verortet.

Im letzten Abschnitt des Buches beschreibt Telse Wolf-Timm kenntnisreich, wie sich die Probstei zu einem Thema für die bildende Kunst entwickelt hat – entdeckt durch die Hamburger Maler Jacob Gensler und Hermann Kaufmann. Angezogen von den Reizen der Landschaft und der vermeintlichen „Zivilisationsferne“ fertigten die Künstler idyllisierende Landschaftsdarstellungen und genrehafte Figurenszenen von Bauern und Fischern und entsprachen damit dem Geschmack bürgerlicher Käufer-schichten. Einerseits weisen diese Werke wegen ihrer detaillierten Abbildung von Zeugnissen der materiellen Kultur auch heute noch einen hohen Quellenwert auf, andererseits spiegeln sie aber auch Idealvorstellungen des städtischen Publikums wider und sind damit nicht im Sinne einer die Wirklichkeit abbildenden Dokumentation zu verstehen. Zur Abrundung spannt Telse Wolf-Timm anschließend den Bogen von den Probsteier Volkslebenbildern des 19. Jahrhunderts bis hin zur Künstlergruppe um Georg Burmester und dessen Schülern, die auf Studienfahrten in die Probstei die Möglichkeiten der Freilichtmalerei erprobten.

Abschließend lässt sich festhalten, dass viele der von Doris Tillmann, Karen Heide und Telse Wolf-Timm allgemein getroffenen Aussagen sicher auch für historische Stadt-Land-Beziehungen andersorts beachtenswert sind. Trotzdem verlieren die drei Autorinnen nie die regionale Eingrenzung des von ihnen gewählten Forschungsfeldes aus dem Blick. Damit ist dieses Buch dem allgemein interessierten Leser genauso zu empfehlen wie demjenigen, der sich speziell zum historisch gewachsenen Beziehungsgefüge zwischen Kiel und der Probstei auf den aktuellen Kenntnisstand bringen möchte.

*Guntram Turkowski*

*Dieter Kramer: Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaften (= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 15). Marburg (Jonas Verlag) 2013, 248 S.*

Bei Dieter Kramers Titel „Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaften“ denkt man zunächst an ein weiteres Lehrbuch für Studierende, das sich gut hinter Brednichs „Grundriss der Volkskunde“ und Kaschubas „Einführung in die Europäische Ethnologie“ einreihen ließe. Ein kurzer Blick auf die Kapitelüberschriften im Inhaltsverzeichnis entkräftet diese Annahme und nach wenigen gelesenen Seiten stimmt man Johanna Rolshovens Urteil im Geleitwort zu, dass Kramer mit diesem Band ein „dichtes und gelehrtes Werk“ vorlegt.

Das 248-seitige Buch gliedert sich, wenn man von der Einleitung „Vorweg“ und dem „Ausblick“ absieht, in sechs Kapitel. Den Studienanfängern oder Schnelllesern liefert die jedem einzelnen Kapitel vorangestellte Kapitelzusammenfassung einen angenehmen Einstieg in die darauffolgenden komplexen Ausführungen der einzelnen Unterkapitel. Ob es notwendig ist bzw. eine Lesehilfe bietet, dass innerhalb der Unterkapitel einzelne Themenexkurse grau hervorgehoben wurden, sei dahingestellt.

Folgend soll eine kurze Zusammenfassung der einzelnen Kapitel Dieter Kramers Fachverständnis und die Themeninhalte seines Bandes darlegen.

Kapitel 1 verortet die Europäische Ethnologie als einen Teil der Kulturwissenschaften und verabschiedet sich gleichzeitig von der Fachbezeichnung Volkskunde. Der Begriff „Volk“ in der Volkskunde führe nach Kramer allzu leicht zu Missverständnissen. Europäische Ethnologie beschreibe noch eindeutiger, womit sich das Fach beschäftige, nämlich mit unterschiedlichen Milieus und deren gegenseitigen Beziehungen in komplexen und gesellschaftlichen Großorganisationen. Im Kapitel 2 „Naturstoffwechsel, Symbolwelten und kulturelle Vielfalt“ werden Verbindungen zwischen dem alten Fachverständnis der Volkskunde und den aktuellen Forschungsfeldern und -ansätzen der Europäischen Ethnologie gezogen. Auf Basis ihrer historischen Wurzeln sei es das Ziel der heutigen Europäischen Ethnologie, aus ihrer Autoreferenzialität herauszutreten, um so als ernst zu nehmender Diskussionspartner in der Öffentlichkeit aufzutreten. Kapitel 3 „Sozialkulturen der Überlebenssicherung“ behandelt die sozialkulturelle Vielfalt und spannt dabei ein strukturelles Netz von der historischen feudalen Ständegesellschaft mit ihren verschiedenen Abhängigkeitsverhältnissen hin zum urbanen Leben der marktorientierten Industriegesellschaft. Im Kapitel 4 „Ästhetisch-kulturelle Praktiken in unterschiedlichen Milieus: Zur Interpretation von „Volkskultur“ und populärer Kultur“ zeigt Kramer, dass sich in ästhetischen Ausdrucksformen, wie zum Beispiel dem „Volkslied“, dem „Volks-theater“ und „Volks-schauspiel“, kulturelle Pro-

zesse wie Instrumentalisierung, Verformung und Enteignung manifestieren. Kapitel 5 „Der Alltag und die Dynamik marktgeprägter Kulturprozesse“ verdeutlicht, wie Marktprozesse immer stärkeren Einfluss auf die Alltagswelt unserer Gesellschaft nehmen. Mit ihren Bezügen zwischen Gestern und Heute und ergänzender Feldforschung und Quellenkritik beschäftigt sich die Europäische Ethnologie, im Gegensatz zu vielen anderen Kulturwissenschaften, tiefgreifend mit dem Alltagskonsum und der Unterhaltungskultur der „modernen“ Gesellschaft. Das Kapitel 6 „Verknüpfungen. Begegnungen mit der Welt in unterschiedlichen Milieus: Aneignung und Exotisierung“ behandelt kulturelle Begegnungen in der Geschichte von den Kreuzzügen über populäre Balladen bis zum Pogrom und Genozid. Das abschließende Unterkapitel befasst sich mit dem Thema „Interkultureller Dialog und kulturelle Vielfalt“. Üblicherweise spricht man mittlerweile vom kulturellen Dialog, wenn es um die Anerkennung des Andersartigen geht. Hier macht Kramer deutlich, dass es keinen Kulturdialog geben kann, denn es sind nie Kollektive, die in einen Dialog treten können, sondern immer Individuen, die von Ethnie, Religion etc. geprägt sind. Europäische Ethnologie sollte mit ihren Forschungen zum besseren Nachvollziehen der unterschiedlich geprägten Gemeinschaften und ihren Kulturprozessen beitragen.

Jedes der einzelnen Kapitel ist für sich genommen lesenswert. Was alle Kapitel miteinander verbindet, ist die Positionierung der Europäischen Ethnologie innerhalb der Wissenschaftslandschaft. Der vorliegende Band steht in der Tradition der Fachwissenschaftlergeneration, die die intensive Selbstreflexion des Faches Volkskunde in den 1970er Jahren erlebt und durchlebt hat. Nicht umsonst zählt Dieter Kramer zu den Fachvertretern, die den radikalen Paradigmenwechsel forderten.

Doch in dem vorliegenden Band spannt Dieter Kramer den Bogen weiter. Er eröffnet der Europäischen Ethnologie Forschungswege, die sie in die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskurse einbindet. M. E. zeichnet es den vorliegenden Band insbesondere aus, dass der Autor immer wieder Exkurse in historische Forschungsthemen macht und diese mit aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen verbindet. Interessante Einblicke liefern auch die kurzen Abschnitte, in denen Kramers Erfahrungen aus seinen beruflichen Stationen in der Kulturpolitik und aus seiner Zeit als Oberkustos im Museum der Weltkulturen in seine Texte einfließen. Sie machen neugierig auf mehr, so dass die einen oder anderen Leser vielleicht seine ebenfalls vor kurzem erschienenen anderen Werke (u.a. „Kulturpolitik neu erfinden. Die Bürger als Nutzer und Akteure im Zentrum des kulturellen Lebens“) in die Hand nehmen, um dem „dichten und gelehrten Schreiber“ und seinen Ausführungen weiter zu folgen.

*Anne Czichowski*